

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscbeer Bote“.

Nummer 19.

Gottscbee, am 4. Oktober.

Jahrgang 1908.

Opitz und die Katholikenorganisation.

Es ist eine edle und von der Kirche selbst geheiligte Sitte, der Toten am Jahrestage ihres Hinganges in besonderer Weise zu gedenken, um für sie zu beten und an ihrem guten Vorbilde uns zu stärken und zu erbauen. Ein Jahr ist nun verronnen, seit der Begründer dieser Blätter das Zeitliche gesegnet und darum mag auch ihm, dem beispielvollen Priester, dem Vorbild in der Katholikenorganisation und im Presbypostolate, ein kleines Denkblatt gewidmet sein, um uns an seinem Bilde namentlich für die Organisation des katholischen Volkes von neuem zu begeistern. Wie könnte man aber schöner Opitz' Werk in Worten schildern, als es der Redner über „Opitz und sein Werk“ am Katholikentage in Rumburg getan hat, indem er u. a. sagte:

Ein Denkmal aus Stein soll unserem seligen Führer errichtet werden. Recht so! Und es ist nur zu wünschen, daß dieses Denkmal durch den Opfersinn der Opizfreunde recht bald erstehe und zwar so, wie es würdig ist der Person und der Taten des großen Mannes. Ein Denkmal, dauerhafter als Erz und jede literarische Schöpfung bis in die spätesten Zeiten ist aber das Werk unseres Opitz, die von ihm geschaffene katholische Organisation. Diese Organisation ist der Sonne vergleichbar, die seit mehr als 30 Jahren ihre Strahlen erleuchtend, belebend, reinigend hineingesendet hat ins katholische Volk Deutschböhmens.

Und dieses Werk ist in seinem Rufe und in seinen Wirkungen weit über die Grenzen Böhmens hinausgedrungen. Vom deutschen Nordgau Österreichs, wo die VII. Katholikenversammlung tagte, bis dorthin, wo Dal-

matien sein äußerstes Felsenriff als österreichischen Besitz ins Meer taucht, vom äußersten Osten der Monarchie, allwo der Schöpfer in Siebenbürgens Flüssen das edle Gold geborgen, bis zum westlichen Vorarlberg, das in seiner idyllischen Alpenwelt

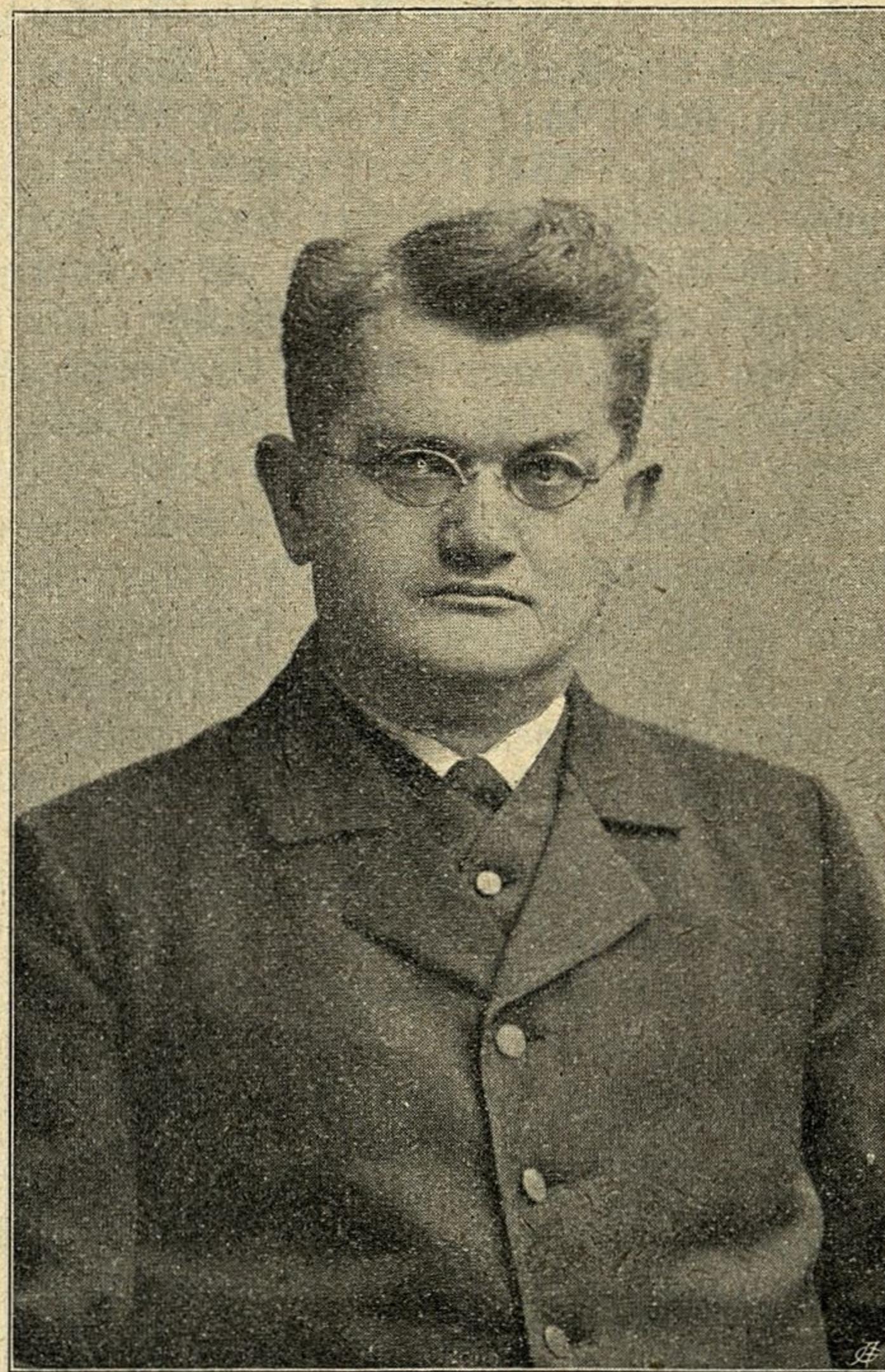
blühende, frisch treibende katholische Leben, getragen, gehalten, gefördert, durchglüht von der Glaubensbegeisterung und dem Eifer Dr. Luegers — ist's nicht bei diesem Förschen eng mit dem Namen Opitz verknüpft?

Und wollen wir das große Werk, das ein Menschenleben, ein Priesterleben durch fast übermenschliche Opfer aufgerieben, frühzeitig dahingerafft, wollen wir dieses große Werk in seinen Namen, in seinen Ziffern etwas schauen?

Ich will Sie nicht mit viel Namen und Zahlen belästigen, ich sage nur: Volksvereine, Arbeitervereine, Gesellen- und Jugendvereine, Turnvereine, Winzenzvereine, Frauenvereine, kath. Schulvereine, Gruppen christlicher Gewerkschaften, deutschböhm. Bauernbund, christlichsozialer Verband usw. umfassen die bedeutende Zahl von 60.000 organisierten Mitgliedern. Dazu noch die treffliche Anordnung der Gautage, der Landeskatholikentage, das besondere Werk unsers Opitz.

Warum organisierte Opitz? Er hatte einen Scharfsblick für die Lage der Zeit. Wenn es im bürgerlichen Leben gilt, z. B. Feuer und Wasser zu bekämpfen, dann werden die Männer zusammengerufen, damit sie mit Umsicht und Kraft, mit Mut und Entschlossenheit an die Stätte der Gefahr eilen, dem Verderben Einhalt zu tun. Mehr als jene materiellen Elementen Schaden anzurichten vermögen, mehr als wilde Wasserfluten und prasselnde Feuerflammen bedrohen die Elemente des Umsturzes, die aus dem Unglauben geboren sind und durch die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse gefördert wurden, die ganze Gesellschaft, Kirche, Staat und Familie.

Was Bedürfnis der Zeit ist, das ist Gottes Wille, sagte einst Theodosius Florentini, der große Kämpfer des sozialen Fortschrittes in der Schweiz. Das dachte auch Opitz. Und deshalb erscholl sein Ruf: Männer katholisch-christlichen Sinnes, vereinigt Euch, Frauen vereinigt Euch, Stände vereinigt



Ambro. Opitz.

um den Preis der Schönheit streitet mit den Bergriesen der nachbarlichen Schweiz, überall ist bekannt die Organisation unseres Opitz und ist vielfach Vorbild für gleiche Tätigkeit geworden. Und das im Herzen Österreichs, in Wien, seit geraumer Zeit auf-

Euch, Jünglinge vereinigt Euch, zur Abwehr jener Bestrebungen des Umsturzes in Wort und Schrift und Tat. Opiz wußte, daß die besten Männer, wenn sie allein stehen, nicht viel gelten — nicht gezählt werden — nichts vermögen in diesem großen Kampfe Christi gegen Belial; 30 lose feste Eisenringe neben einander liegend vermögen nichts; zu einer Kette vereinigt, festigen sie das Schwache, fördern sie große Lasten, halten schwere Gefahren ab. Opiz erkannte in seinem klaren Blicke gerade die Vereinigung der Männer als ein Werk der Vorsehung. Er sah mit Recht in der Gründung besonders von Männer- und Jünglingsvereinen, das von Gott gewollte außerordentliche Mittel, die gerade in der Männerwelt so stark herabgekommene katholische Überzeugung wieder zu wecken und die Männer zu echten gesellschaftlichen Tugenden, wie das Kreuz sie lehrt, wieder zu begeistern.

Ich will.

Schmerzt dich in tiefster Brust.
Das herbe Wort: Du mußt,
So macht dich eins nur still,
Das stolze Wort: Ich will!
Ich will wird dir zur Lust,
Wenn du in deiner Brust
Das Gute dir erwählt,
Das dir den Willen fläßt.

Die Frau im modernen Leben.

Eine Perle unter den Reden am vielgenannten Katholikentage in Rumburg ist unstreitig die der Präsidentin des am Katholikentage gegründeten „Christlichen Frauenbundes für Deutschböhmien“, Frau Baronin Marie Kopal über die „Frau in der modernen Zeit“. Diese herrlichen Ausführungen verdienen besonders in diesem christlichen Familienblatt wenigstens teilweise wiedergegeben zu werden. Die Rednerin zeichnete die Frau im modernen Leben und sagte:

„Wen meine ich darunter nicht? Nicht jene emanzipierten Frauenrechtlerinnen unter uns, die eine vollständige Gleichstellung beider Geschlechter als die einzige mögliche Lösung der Frauenfrage erklären, die, wie in England, bis zu kämpfen mit der Polizei sich versteigen, um ein vermeintliches Recht. Darüber will ich heute nicht reden. Schon unsere körperliche Schwäche hat dieser Entgleisung der modernen Frauenbewegung eine unübersteigliche Schranke gezogen. Ich meine nicht jene Blaserten, die angeblich vor lauter Wissen und Studium Glaube und Religion und jedes Bartgefühl über Bord geworfen haben, feigherzig mit dem großen Haufen über Kirche und Priester spötteln, dafür das freie Recht auf Liebe und Mutterhaft beanspruchen zum Hohn auf jede Kultur und Gesittung. Ich meine nicht unsere Eva-Schwestern, deren einziges Ideal es ist, Sport in jeder Art, Sezession in möglichster und unmöglicher Anwendung zu treiben, welche ganz gegen ihre Persönlichkeit sich als Überweib aufspielen und in neuerer Zeit sogar als Kraftweib, als Athletin für die Vermännerung schwärmen, welche aber ein ruhiges Familienleben

als Entwürdigung und den häuslichen Herd als traurigen Kerker betrachten. Ich meine auch nicht diejenigen Modernen, welche ihr ganzes Talent darauf verwenden, ihre Zeit totzuschlagen, für nichts anderes Sinn haben als stundenlange Toiletteberatungen mit der Schneiderin zu halten, für Parfüm, Pud und Schmuck Tausende hinauswerfen, welche nichts anderes leisten können als schale Witzblätter, schlüpfrige Romane zu lesen und das Publikum für Parisiana-Varieté und gewisse Kinematographen-Beschreibungen abzugeben, welche ihre Kinder verwöhnen, ihre Dienstboten quälen, oder in einem Überschusse von Gefühlen einen Kultus mit Hunden und Katzen treiben und durch sonstige Verschwendungskindischer Länderei geistigem und körperlichem Stumpfsein entgegenreihen. Und schließlich auch jene nicht, die ihre Frömmigkeit einschäzen nach der Zahl der Bruderschaften, denen sie angehören, nach den Litaneien, die sie morgens und abends beten — aber nicht nach dem Schrecken, den sie mit ihrer Zunge in ihrer Umgebung anrichten. Das Unbehagen mit ihren Launen oder nennen wir es moderne „Nervosität“, womit sie ihren Angehörigen unerträglich werden und den Verdruss, den sie mit ihrer falschen Frömmelei den Priestern und allen ehrlichen Katholiken bereiten, wollen wir durchaus nicht. Wenn ich von den modernen Aufgaben der Frau rede, so meine ich die gläubige und darum die vernünftige, großherzige, in unserem Falle die katholische Frau! Eine berühmte Frau gab einmal auf die Frage, woher die Macht der Frauen stamme, die bezeichnende Antwort: „Wir sind so mächtig, weil wir diejenigen regieren, die die Welt regieren!“ Die Männer nämlich. Als Mutter lenkt sie den Sohn, als Gattin den Gatten, als Tochter den Vater, als Schwester den Bruder, als Braut den Bräutigam! Wenn dies richtig ist, dann fällt die erste und größte Aufgabe der Frau ins Haus. Das ändert keine Zeit und keine Kultur, daß der Frau erste und wichtigste Aufgabe in ihrem Hause gelegen ist.

Man spricht uns soviel von der sozialen Frage. Sie ist ja wirklich das Dringendste und beherrscht augenblicklich alle Geister; jeder definiert sie nach seiner Stellung als Wohn-, Wohn- oder Magenfrage. Ich begreife sehr gut, daß es notwendig ist, gesetzlich das Recht des Schwächern zu schützen, sein Dasein, seine Menschenrechte sicherzustellen.

Das einzige Kapital der arbeitenden Klasse ist, ihre Sittlichkeit zu schützen für die Zeit, Krankheit, Alter, Invalidität vorzusorgen. Aber das ist nur die Hälfte der Frage. Die soziale Frage ist weit mehr noch eine Frage der Moral.

Was nützt mir, um mich der Worte des berühmten Sozialpolitikers des Dominikaners (P. Weiß, Professor an der Freiburger Universität), zu bedienen. „Was nützt mir eine Menschheit, unter die alle Güter der Welt aufgeteilt sind, so daß jeder reichlich hat, wenn aber diese Menschen dann wegen der saftigsten Birne, oder des schönsten Weibes sich gegenseitig umbringen! Die Menschheit braucht auch zu ihrem irdischen Glücke Ge-

sittung, nicht bloß Stillung des Hungers und Durstes! Diese ist wohl der gesamten Menschheit in der erhabenen Sittenlehre des Christentums garantiert, sie muß aber auch in die Menschheit eingeführt werden.

Das erste und wichtigste soziale Gebilde ist die Familie! Die Priesterin der christlichen Sitte für die Familie ist die Frau! Hier die sozialen Tugenden! Gottesfurcht, Pflichtbewußtsein, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Sittlichkeit einzuführen, ist die vornehmste Aufgabe der Frau!

Was leistet nicht manche unter uns, als wenn sie ein unerschöpflicher Born von Glaube, Liebe, Kraft und Geduld wäre. Da haben Sie eine Mutter mit 5 und mehr Kindern; bei Tagesanbruch steht sie auf — als Letzte geht sie zur Ruhe. Stets regt sie geschäftig die Hände, damit der Mann alles in Ordnung finde, daß ein schmackhaftes Essen auf dem Tische sei, die Kinder reinlich und die Armut sich nicht so fühlen lasse. Im Winkel des Zimmers steht oft ein Siechbett, wo der kranke Vater oder die Mutter liegen, die nach einem arbeitsvollen Leben den Ihrigen zur Last geworden sind. Die Frau läßt sich nichts verdrießen, in freien Augenblicken stopft, flickt sie noch. Sie ist die lebendige Vorsehung für alle ihrigen, sie ist barmherzige Schwester für ihre Kranken, sie sorgt für Nahrung, Kleidung, reinliche Wohnung, für alles, kaust ein, beschwichtigt trotz drückender Not die Gläubiger, erbittet Arbeit und Nachsicht für den entlassenen Mann und bei all' diesen Sorgen, Mühen hat sie ein freundliches Wort für des Mannes Anger, besänftigt, ermutigt ihn, beeilt sich, die Kinder zu erfreuen, die Last des Alters zu erleichtern. Armes Weib! wo ist doch die Quelle deiner übermenschlichen Kraft? Ist solch eine Perle im Hause für den sozialen Frieden nicht mehr wert, als wenn eine von uns am Kätheder sitzt und soziale Studien treibt, oder eine gesieierte Parlaments-Rednerin ihre temperamentvollste Rede hält?

Damit will ich solchen Frauenberufen keineswegs verächtlich begegnen. Im Gegenteil, wenn die talentierten unter uns mit dem Manne wetteifern in der Wissenschaft, um die Religion und christliche Frauenwürde zu verteidigen, dann tut ab vor solchen Frauen. Ein tugendhaftes Weib vollbringt täglich, ohne daß die Welt es erfährt, eine wichtige Arbeit für den sozialen Frieden.

Man stelle das katholische Familienleben auf den Boden des päpstlichen Rundschreibens Rerum novarum, welches Familienlohn fordert, so daß Frauen und Töchter nicht nötig haben, in der Fabrik zu frohnden. Dann werden unsere Mädchen wieder tüchtige Hausfrauen werden. Dann ist der Gesellschaft der größte Dienst erwiesen! Das wäre das höchste soziale Ziel: tüchtige Frauen ins Haus!“

(Schluß folgt).

Ausdauer.

Willst du duft'ge Rosen pflücken,
Darfst du nicht die Dornen scheuen.
Nimmer wird dein Schmerz dich reuen,
Trägst du Rosen voll Entzücken.

Willst du auf die Berge steigen,
Die im Abendgolde glimmen,
Mußt du rüstig vorwärts klimmen,
Mußt Geduld und Starkmut zeigen.

Nirgends wirken Siegespalmen,
Wenn du tapfer nicht gestritten;
Nur wer viel gekämpft, gelitten,
Singt dereinst die Jubelpsalmen.

Heitemeyer.

Das Signal.

Der alte Szemen war Bahnwärter, der in seinen freien Stunden Pfeischen aus Weidenruten schnitt, die er durch einen befreundeten Kaufleute verkaufen ließ. Vor drei Tagen war wieder einmal Inspektion gewesen und da sagte er zu seiner Frau, sie möge auf das Vorbeifahren des Sechsuh-Zuges acht geben; er selbst nahm sein Messer und ging hinaus, um Ruten zu schneiden.

Eine halbe Werst von der Strecke entfernt lag ein kleiner Tümpel und dort, wußte er, wuchsen die herrlichsten Weiden, die man sich nur wünschen konnte. Er schnitt Ast auf Ast ab und brauchte eine ganz beträchtliche Zeit dazu, so lange, daß die Sonne schon längst untergegangen war, als er sich auf den Heimweg machte. Überall herrschte die tiefste Stille. Er hörte nur hie und da ein Vögelchen, das durch die Zweige flog, und das Geräusch der morschen Neste, die unter seinen Tritten brachen. Als er jedoch gegen das Ende des Waldes gelangte, vernahm er seltsame, unerklärliche Töne; es klang, als ob jemand auf Eisen hämmere. Szemen beschleunigte seine Schritte.

"Was kann das zu bedeuten haben?" murmelte er. "Was kann das sein?"

Und immer schneller und schneller ging er, bis er aus dem Walde trat. Auf der Böschung sah er eine Gestalt kauern, die mit wütendem Eifer darauf los hämmerte.

Szemen näherte sich unmerklich. Er glaubte es mit einem jener Schraubendiebe zu tun zu haben, wie sie auf der Bahnstrecke so häufig waren. Allein der Mann war aufgestanden: er hielt ein Brecheisen in der Hand, das stemmte er unter eine der Schienen ein, ein Ruck, und die Schiene flog heraus.

Szemen tanzte Alles vor den Augen. Er wollte schreien, allein kein Ton drang aus seiner Kehle. Es war Wassili! Er! . . . Er lief auf ihn zu, allein Wassili sprang die Böschung hinab, seine Geräte in der Hand haltend.

"Wassili Stepanowitsch, Väterchen! Wassili, mein Täubchen! Wassili, komm' zurück! Gib mir dein Eisen! Komm, tun wir die Schienen wieder zurück. Komm', Wassili, niemand soll etwas erfahren, aber komm', ich bitte dich. Rette deine Seele vor der Verdammnis!"

Allein Wassili kam nicht. Er hatte sich in den Wald geschlagen und war verschwunden. Szemen stand da, wie wahnsinnig. Seine Ruten waren ihm aus den Händen gefallen. — Dort lag die Schiene, dort lag sie, dicht neben ihm. Und in wenigen Minuten muß der Zug kommen, nicht ein Güterzug, nein, ein Personenzug!

Wie soll er ihn aufhalten, wie soll er das Unglück verhindern?! Er hat nichts, gar nichts. Nicht einmal die Fahne, und es ist

unmöglich, die Schiene wieder an ihre Stelle zu tun; womit sollte er sie befestigen, wie sollte er . . . o, es war entsetzlich! In seiner Hütte, ja, dort fände er wohl, was er braucht, aber es ist so weit, so weit . . . o Herr, mein Gott, komme du mir zu Hilfe!

Und Szemen fängt zu laufen an, und er läuft und läuft . . . er kann kaum Atem schöpfen . . . und er läuft noch immer . . . er fühlt, . . . er fühlt, daß seine Kräfte . . . seine Kräfte ihn verlassen. Seine Beine . . . sie . . . sie tragen ihn nicht mehr. Und es sind nur noch hundert Ruten . . . ja, noch hundert . . . nicht einmal hundert sind es mehr . . . und er läuft noch immer, da . . . ein Pfiff! Das ist die Fabrik, das Zeichen für die Arbeiter, daß die Arbeit zu Ende. Und der Zug fährt um 6 Uhr 2 Minuten vorbei. Und der Zug fährt vorbei!

O Herr, erbarme dich der Unschuldigen! Und Szemen bleibt wie erstarrt stehen, er sieht den Zug heranbrausen. Er sieht die Lokomotive, er sieht den schwarzen Rauch, der aus dem dunklen Schloß dringt, er sieht die Räder, das linke Rad entgleist, die Lokomotive bohrt sich in den Sand ein, die Wagen bauen sich auf und fallen die Böschung hinunter. Die Wagen dritter Klasse sind überfüllt. Lauter Kinder. Lauter kleine Kinder. Und der Zug kommt herein und sie wissen nicht, was Sterben heißt! O mein Gott, sage du mir, was ich tun soll, denn ich habe nicht mehr Zeit, bis nach Hause und wieder zurück zu eilen?

Und Szemen läuft nicht mehr in die Richtung nach seinem Häuschen, sondern er läuft gegen die Stelle, wo die Schiene ausgehoben ist. Er läuft und läuft. Weshalb? Er weiß es selber nicht. Er langt dort an, wo die Weidenruten liegen. Er sieht sie, nimmt eine auf und läuft weiter. Von weitem hört er den Zug heranbrausen; die Schienen zittern mehr und mehr. Er hat nicht die Kraft mehr, zu laufen. Er bleibt stehen und wirft seinen Rock ab, dann nimmt er sein Taschentuch, er nimmt sein Messer und macht sich das Zeichen des Kreuzes.

"Herrgott, ich bitte dich, segne mein Werk."

Und er vergräbt die Spitze seines Messers in seinen linken Arm. Das Blut quillt hervor und Szemen drückt das Taschentuch auf seine Wunde . . . o, es wird rot, es ist rot! und er bindet es an die Rute an und schwingt es und schwingt es . . . er hat . . . eine Fahne eine rote Fahne . . . !

Und der Zug ist in Sicht. "Der Zugführer wird mich nicht sehen . . . er wird mich nicht sehen . . . er wird nicht rechtzeitig . . . nein, er wird nicht bremsen können. Ein solcher Zug. So viele Waggons. Es ist unmöglich!"

Und sein Blut strömt unaufhaltsam. Szemen drückt die Wunde an seine Brust an, allein das Blut quillt dennoch hervor.

"Ich war . . . etwas zu jäh." Der Schwindel fasste ihn . . . er legt sich wie ein Schleier um seine Augen . . . er sieht nicht mehr . . . er glaubt eine Glocke zu hören . . . er sieht den Zug nicht . . . er hört ihn nicht, er hat nur einen Gedanken noch, einen entsetzlichen:

"Ich werde fallen . . . ich kann nicht mehr . . . und die Fahne, die Fahne fällt mit . . . und der Zug zerstört mich . . . und die Kinder . . . die unschuldigen Kinder! O Gott, zu Hilfe, zu Hilfe!"

Und er fällt und die Fahne, die Fahne fällt mit . . . Nein, die Fahne fällt nicht! Eine Hand ergreift sie und schwingt sie hoch, hoch in die Höhe. Der Zugsführer sieht sie, er gibt Kontredampf, er bremst und der Zug steht.

Die Passagiere springen erschrockt aus den Coupés. Was ist geschehen? Zehn Meter von der Lokomotive entfernt liegt quer über dem Gleise in einer Blutlache der Körper eines Mannes. Neben ihm kniet ein anderer Mann, der ein blutgetränktes Tuch in Händen hält.

Und Wassili blickt auf die Lokomotive, auf die Leute um ihn her und auf den todesbleichen, sterbenden Mann vor ihm und sagt: "Verhaftet mich, ich wollte den Zug zum Entgleisen bringen."

Wahres Ehrgesühl.

In der Armee des großen Conde in Flandern befand sich ein einfacher Soldat, der vielleicht in der Trunkenheit einige unanständige Reden ausgestoßen hatte, wofür er aber vom General eine ziemliche Anzahl Stockschläge zu diktieren erhielt. Als die Strafe vorüber war, sagte der in seinem Ehrgesühl gekränkte Soldat: "Ich werde es dahin zu bringen wissen, daß der General es bereuen soll, mich derart bestraft zu haben." Vierzehn Tage später erhielt der Oberst von dem General den Befehl, ihm den bravsten und mutigsten Mann seines Regiments zu bezeichnen, weil das, was er ausführen sollte, von größter Wichtigkeit sei, und wenn er den Auftrag glücklich vollbringen würde, sollte er zur Belohnung 100 Goldstücke bekommen. Viele meldeten sich; wenn ihnen aber gesagt wurde, um was es sich handelte, verloren sie den Mut und traten zurück. Jener Soldat aber, der die empfindlichste Strafe erhalten, übernahm den gefährlichen Auftrag und führte ihn genau nach den Vorschriften des Generals aus. Nachdem er zurückgekehrt war, meldete er sich beim General, der ihm seinen Beifall bezeigte und er ließ ihm sofort die versprochene Belohnung auszahlen. Der Soldat aber verteilt das Geld unter seine Kameraden. Der General wunderte sich darüber.

"Warum befremdet Sie das?" fragte dreist der Soldat. "Wissen Sie, Herr General, daß ich nicht allein um Geld diene? Die Ehre ist mir lieber. Finden Sie, daß ich durch die Erfüllung Ihres Wunsches mich würdig gemacht habe, so bitte ich Sie, mich vorrücken zu lassen. Herr General, ich bin derselbe Soldat, dem Sie vor vierzehn Tagen Stockschläge geben ließen. Ich sagte damals zu meinem Oberst: Jetzt mag es drum sein, aber der Herr General soll es bald bereuen, mir diese Strafe diktiert zu haben. Und nun, glaube ich, habe ich Wort gehalten." Diese Sprache machte auf den General tiefen Eindruck und er vermittelte es, daß in kurzer Zeit dem Soldaten das Offizierspatent überreicht wurde.

Spät erkannt.

Original Novelle von Alinda Jacoby.

(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

„Fähig wärst Du jedenfalls dazu,“ sagte Konstanze achselzuckend, „Du kannst doch kaum zu leugnen versuchen, daß Du in Gefühlsachen stets zur Übertriebung geneigt bist. Ich müßte mich sehr in Deinem Charakter täuschen, wenn sich in Deinem erregten Gemüte seit jener schreckensvollen Feuersbrunst nicht eine übertriebene Dankbarkeit für Deinen sogenannten Retter festgesetzt hätte, ein Gefühl, das an Stärke fast einer leidenschaftlichen Liebe ähnlich sieht. Habe ich nicht Recht, Lilli?“

Lilli senkte den Kopf noch tiefer auf ihre Arbeit, und ihre Stimme klang unsicher, als sie antwortete: „Warum quälst Du mich mit solchen Fragen, Konstanze?“

„Warum?“ wiederholte diese leidenschaftlich. „Weil ich gerne Gewissheit haben möchte in einer Sache, die mich nahe genug berührt. Antworte mir aufrichtig: Nicht wahr, Du hoffst, in Richards Herzen habe sich ebenfalls seit jener Schreckensnacht ein lebhaftes Interesse für Dich entwickelt. Du bildest Dir ein, aus dieser romantischen Rettungsszene werde sich, wie es so in Romanen zu gehen pflegt, eine Liebesgeschichte entspinnen, die schließlich mit einer Heirat endigen werde?“

Lilli zuckte zusammen, ihr großes Auge richtete sich vorwurfsvoll auf ihre Schwester. „Es ist nicht schön von Dir, Konstanze, daß Du in dieser Weise meiner spottest,“ antwortete sie traurig.

„Du weichst mir aus,“ rief Konstanze ungeduldig; „aber ich muß unbedingt Antwort auf meine Frage haben. Liebst Du Richard, würdest Du ihn heiraten, wenn er Dir einen Antrag mache?“

Wieder wallte heiße Röte über Lilli's zartes Antlitz. Sie erhob sich und schickte sich an, schweigend das Zimmer zu verlassen. Da trat Konstanze ihr entschlossen in den Weg, legte ihre Hand auf Lilli's Arm und zwang sie so zum Stillstehen. Da sie einzusehen begann, daß sie in der eingeschlagenen Weise nicht zu ihrem Ziele gelangen werde, so wählte sie mit schlauer Berechnung und im Vertrauen auf Lilli's Herzengüte ein anderes Mittel, um diese zu einem Geständnis zu bewegen.

„Verzeihe mir, wenn ich Dich durch meine Fragen belästige,“ sagte sie mit gut gespielter Demut. „Du wirst gewiß Nachsicht mit mir haben, wenn ich Dir anvertraue, daß ich Richard nie mehr im Leben geliebt habe, als jetzt, da ich zittere, ihn auf ewig zu verlieren.“

„Du fürchtet ihn zu verlieren?“ entgegnete Lilli erstaunt, „und doch war ich vor

wenigen Monaten Zeugin, wo Du selbst ohne triftigen Grund jede Beziehung zu ihm gelöst hast.“

„Ganz recht, ich tat das in einem Augenblick törichter Verblendung, nenne es eine kindische Laune von mir, aber glaube mir, meine Liebe zu ihm hat nie-mals aufgehört. So rasch vergißt das Herz denjenigen nicht, für den es einmal geschlagen hat,“ setzte sie mit einem affektierten Seufzer hinzu. „Jetzt ist dieses Gefühl auf's neue mit verdoppelter Stärke in mir erwacht, ich muß, ich will ihn um jeden Preis wiedergewinnen. Lilli, ich würde ewig unglücklich sein, wenn es mir nicht gelänge!“

Lilli schwieg nachdenklich, starke Zweifel an Konstanzen Wahrheitsliebe und Offenheit stiegen in ihr auf. „Kurz vorhin betontest Du noch sehr stark, daß Richards Laufbahn uns gleichgültig sein könne, da er in keiner Beziehung mehr zu unserer Familie stehe, und jetzt sprichst Du ganz anders,“ antwortete sie etwas misstrauisch.

Eine kleine Pause trat ein. Konstanze überlegte, wie sie ihre Worte am schlauesten wählen sollte, und beschloß sogar, um zu ihrem Ziele zu gelangen, sich tief vor Lilli zu demütigen. „Wenn ich vorhin anders sprach,“ erwiderte sie scheinbar beschämmt, „so geschah das nur in der Absicht, die Wirkung meiner Bemerkungen auf Dich zu beobachten. Steh, Lilli,“ fuhr sie fort, indem sie schmeichelnd den Arm um ihren Nacken legte, „ich will Dir ganz offen bekennen, daß ich fürchte, Richards Interesse sei für Dich erwacht, weil er Dich vom Flammentod errettet hat. Es wäre nur zu natürlich, da es in ähnlichen Fällen meistens so zu geschehen pflegt, aber mich würde diese Wendung der Dinge tief unglücklich machen. Habe Mitleid mit mir, Lilli, versprich mir, seine Nähe zu meiden, ihm aus dem Wege zu gehen, wenn er versuchen sollte, sich Dir zu nähern. Du bist gewiß nicht selbstsüchtig genug, um den Wunsch zu hegen, auf meine Kosten glücklich zu werden. Ich hege die feste Hoffnung mich wieder mit ihm auszusöhnen, wenn Du Dich nicht zwischen uns beide drängst. Gib mir die Hand darauf, daß Du es nicht tun willst.“

Lilli legte ohne Zögern, wenn auch mit zuckender Lippe, ihre Hand in die ihrer Schwester. „Sei ohne Sorge, Konstanze,“ erwiderte sie leise, „ich werde Deinem Lebensglücke nicht hindernd in den Weg treten; übrigens ist, wie ich glaube, Deine Furcht in Bezug auf Richards Gefühl für mich auch ganz unbegründet. Er hat ja die Stadt verlassen und dürfte kaum jemals wieder mit mir in Berührung kommen.“

„Wer kann das wissen, das Schicksal führt den Menschen oft wunderbar zusammen,“ antwortete Konstanze. „Nedenfalls dient es mir zur großen Beruhigung, daß Du mir das Versprechen gegeben hast, Dich aus seiner Nähe zurückzuhalten. Du wirst dessen doch eingedenkt bleiben, Lilli?“

„Gewiß, ein gegebenes Wort bleibt mir stets heilig,“ bestätigte Lilli fest, wenn sich auch der innere Kampf ihrer Seele durch ein kaum merkliches Beben ihrer Stimme verriet. „Nur eins lasse mich Dir noch sagen,“ fügte sie zögernd hinzu, „ich fürchte, Richard gehört zu jenen stolzen Männern, die das einmal zerrissene Band der Liebe nie wieder aufs neue zu knüpfen versuchen.“

„Das lasse nur meine Sorge sein!“ rief Konstanze leichthin und eilte, ein lustiges Lied auf den Lippen, siegesfroh zum Zimmer hinaus. Sie freute sich der wohlgelungenen List, durch welche sie die drohende Gefahr beseitigt zu haben glaubte, daß ihr Richards Herz von der eigenen Schwester geraubt werde. Eine solche Demütigung hätte ihr geradezu unerträglich gedünkt. Sie sah es nicht, wie die arme, selbstlose Lilli, sobald sie allein war, auf die Knie sank und das Gesicht bitterlich weinend in den Händen barg.

Wieder waren einige Wochen verflossen. Lohenstein saß in seinem Arbeitszimmer und rechnete mit verdüsterter Stirne lange Zahlenreihen nach, die mahnend und drohend zugleich vor ihm aufgepflanzt zu sein schienen. Da klopste es an die Türe, und auf ein ermunterndes Herein trat Herr Schroeder ins Zimmer. Sein Anblick mußte bei Lohenstein keine angenehmen Empfindungen hervorrufen; denn ein eigentlich nervöses Zucken lief über sein Gesicht, während er sich zögernd erhob und dem Geschäftsfreunde die Hand zum Willkommen reichte. „Verzeihen Sie,“ sagte Schroeder, „daß ich Sie hier in Ihrer Privatwohnung mit geschäftlichen Dingen belästige; ich suchte Sie vergebens drüber in der Fabrik.“

„Ich weiß schon, weshalb Sie kommen, lieber Schroeder,“ antwortete Lohenstein mit erzwungener Hettlichkeit. „Sie wollen mir meinen Wechsel präsentieren; heute ist der Verfallstag. Falls Sie auf der Einlösung bestehen, bin ich dazu bereit, obgleich ich nicht leugnen kann, daß es mir augenblicklich eine kleine Verlegenheit bereiten würde. Sie wissen, ich hatte in letzter Zeit viele unerwartete Auslagen, — die Geschäftsstockung, die Feuersbrunst, alles das hat meine Kasse stark angegriffen. Ich wäre Ihnen daher sehr dankbar, wenn Sie mir eine Verlängerung des Wechsels gewähren wollten.“

Schroeder pfiff leise vor sich hin; er schien zu überlegen. „Gewiß, ich bin bedingungsweise nicht abgeneigt, Ihren Willen zu erfüllen,” entgegnete er nach einer kurzen Pause vorsichtig. „Offen gestanden, habe ich gar nichts anderes erwartet, als daß Sie mich um eine Zahlungsfrist ersuchen würden. Nun, Sie wissen, ich bin immer Ihr Freund gewesen und meine es von Herzen gut mit Ihnen. Zum Beweis dafür zeige ich Ihnen diese Wechsel vor, die ich so glücklich war, an mich zu bringen.“

„Wie, meine Wechsel sind alle in Ihrer Hand?“ fragte Lohenstein peinlich überrascht.

„Ja, ich habe alle Ihre auf diesen wie auf den nächsten Monat laufenden Wechsel angekauft, da ich glaubte, Ihnen damit einen Dienst zu erzeigen. Dieselben kursierten bei Geschäftsbekannten von mir; zur Wahrung Ihres Kredites hielt ich es für nötig, sie an mich zu bringen; denn Ihren früheren Mitteilungen nach dürfte es Ihnen kaum möglich sein, sie zur festgesetzten Frist einzulösen.“

„Freilich, freilich, wie die Dinge einmal liegen, werde ich es kaum fertig bringen, allen meinen Verpflichtungen so bald gerecht zu werden. Wenn man mir Zeit läßt, hoffe ich binnen kurzem alles zur gegenseitigen Zufriedenheit ordnen zu können. — Es ist in der Tat überaus freundlich und rücksichtsvoll von Ihnen, daß Sie in dieser Weise für mich gehandelt haben; hoffentlich bietet sich mir recht bald die Gelegenheit, mich dankbar zu erzeigen,“ setzte er etwas zögernd und nicht ohne Regung des Misstrauens hinzu.

Schroeder schmunzelte behaglich vor sich hin. „Ein Liebesdienst ist des andern wert,“ entgegnete er, indem er eine verbindliche Miene aufzusetzen versuchte. „Ich denke, die Sache läßt sich bestens zwischen uns machen; ich bin nämlich in der Absicht zu Ihnen gekommen, Ihnen einen annehmbaren Vorschlag zu machen.“

„Einen Vorschlag? So lassen Sie doch hören!“ sagte Lohenstein mit einem Anflug von Ungeduld.

„Sehen Sie,“ begann Schroeder zögernd, „ich bin zwar gerade kein Jüngling mehr, aber doch ein Mann, der sich recht gut konserviert hat. Ich glaube, daß kein Mensch mir noch meine fünfzig Jahre ansieht,“ fügte er mit einem selbstgefälligen Blick in den Spiegel hinzu. „Aber selbst, wenn man mich alt ausschend fände, was liegt am Ende daran, ob ein Mann körperliche Schönheit besitzt. Sein Geist, sein Charakter, seine Lebensstellung sind Dinge, die in den Augen

der Damen ungleich höher wiegen. Das geben Sie doch auch zu?“

Lohenstein nickte mechanisch. Er schaute immer verwunderter darein; denn er konnte sich nicht recht erklären, worauf diese sonderbare Einleitung seines Geschäftsfreundes hinzielten sollte.

„Was nun meine gesellschaftliche Stellung betrifft,“ fuhr Schroeder gleich darauf fort, „so wissen Sie ja, daß Sie nichts zu wünschen übrig läßt. Mein Geschäft, meine Fabrik steht in schönster Blüte, mein Vermögen beläuft sich ungefähr auf eine Million; mir fehlt nur eines noch zu meinem Glücke, ein liebevolles, junges Weibchen. Ich habe etwas lang gewartet, ehe ich mich zum Heiraten entschloß, das ist wahr, aber ich will das Versäumte jetzt noch nachholen. Was meinen Sie, soll sich nicht ein junges Mädchen bestimmten lassen, mich alten Knaben zum Manne zu nehmen? Wollen Sie wir dazu behilflich sein?“

„Ich?“ wiederholte Lohenstein erstaunt. „Was kann ich dabei tun?“

„Viel, sehr viel, wenn Sie nur wollen. Ich will einen Ausgleich mit Ihnen schließen: Geben Sie mir Ihre Tochter Lilli zur Frau, und ich tilge dafür Ihre sämtlichen Wechsel.“

„Meine Lilli!“ rief Lohenstein entsetzt. Die Glut der Entrüstung färbte seine Stirn. Er war innerlich tief über diese Zumutung empört und hielt nur mit Gewalt die Neufäerung seines Zornes zurück. „Ich bin kein Judas, der um schnöden Geldeswert die Hand seiner Tochter verkauft,“ erwiderte er nach einer Pause kurzen Nachdenkens.

„Ganz recht, ich verlange auch nicht, daß Sie Fräulein Lilli gerade zwingen sollen, mir anzuhören, Sie sollen nur Ihren väterlichen Einfluß gebrauchen, um sie mir geneigt zu machen. Das ist doch wahrlich nicht zu viel verlangt! Stellen Sie ihr meine günstigen Verhältnisse, meine warme Zuneigung vor, und sagen Sie ihr, daß Sie mir mit tausend Freuden Ihr Kind für das Leben anvertrauen wollten. Das genügt mir.“

Lohenstein schüttelte wehmütig den Kopf. „Armes Kind,“ sprach er leise vor sich hin, ich will, ich darf sie nicht beeinflussen, denn ihr selbstloses, edelmütiges Herz würde sich opfern, sobald es glaubte, es handle sich darum, mir einen wichtigen Dienst zu erzeigen. Nur das Eine will ich Ihnen versprechen,“ fuhr er zu Schroeder gewandt fort, „ich werde Lilli Ihren Antrag mitteilen, jedoch ohne irgend einen Zwang auf sie auszuüben. Mag sie nach eigenem Gutdünken entscheiden.“

„Nun wohl, handeln Sie, wie es Ihnen

passend erscheint,“ sprach Schroeder, sich erhebend. „Hoffentlich geht alles nach Wunsch. Vergessen Sie aber nicht, daß ich auf einer pünktlichen Einlösung der Wechsel bestehen muß, falls Fräulein Lilli sich weigern sollte, meine Hand anzunehmen. Sie wissen, in Geschäftssachen hört eben alle Gemütllichkeit auf. Man kann auf seine Freunde, selbst wenn man es wollte, keine Rücksicht nehmen. Überlegen Sie sich die Sache wohl, eine Woche gebe ich Ihnen Bedenkzeit.“ — Mit einem Lächeln der Unverschämtheit reichte er Herrn Lohenstein seine Rechte, schüttelte sie derb und entfernte sich hierauf. Auf dem Heimwege schritten ihn sehr angenehme, hoffnungsfreudige Gedanken zu beschäftigen, denn er lächelte still vor sich hin und spitzte, einer alten Gewohnheit gemäß, wiederholt die Lippen zum Pfeifen.

Aufgeregter von der eben stattgefundenen Unterredung schritt Lohenstein mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. „Es ist niederträchtig von ihm, solch einen zwingenden Druck auf mich auszuüben,“ murmelte er. „Mein teures Kind, meine weiße Lilli, soll ich dieser elenden Schächerseele verkaufen? Niemals mehr! Und doch, wenn ich es nicht tue, dann sind wir alle verloren, meine Existenz ist vernichtet, der Bankerott! — Das Wort verursachte ihm einen nervösen Schauder, seine Kniee begannen zu zittern, er mußte sich setzen und begrub das Gesicht in den Händen. Längere Zeit hatte er mit Verzweiflung kämpfend dagesessen und dumpf vor sich hingebrütet. Dann erhob er sich plötzlich, als ob sich ein Entschluß in seiner Seele gebildet habe.

„Lilli soll wenigstens Schroeder's Bewerbung erfahren,“ murmelte er; „ich will sie ja nicht beeinflussen, sie durchaus nicht bestimmen, ihm ihr Jawort zu geben. Aber wenn nun der Zufall so günstig spielte, daß sie selbst dazu geneigt wäre, wenn es ihr durchaus kein Unglück dünkte, Schroeder zum Gatten zu nehmen, dann — ja dann wäre diese ganze peinigende Verlegenheit beseitigt, allen Widerwärtigkeiten wäre damit ein Ende gemacht.“ — Er setzte hastig die Schelle in Bewegung und ließ durch den Diener Lilli zu sich bitten.

Einen Augenblick später erschien das junge Mädchen auf der Schwelle des Zimmers. „Du hast mich rufen lassen, Papa,“ sagte sie freundlich, während sie näher trat und sich liebevoll an ihn schmiegte.

„Ja, ja, mein Kind, ich habe Dir etwas mitzuteilen,“ sagte er und streichelte sanft ihr weiches Haar. „Komm, seize Dich zu mir!“ Er nahm sie bei der Hand undführte sie zu einem Sofa.

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 1.—15. Oktober.

1. Donnerstag. Remigius, Bisch. († 533). Sonnenaufg. um 6 Uhr 1 Min. -Unterg. um 5 Uhr 38 Min. Tageslänge 11 Stunden 37 Min. — 2. Freitag. Leodegar, Bisch. und Mart. († 678); Gerin, Mart. († 677), Amandus, Bisch. — 3. Samstag. Gerhard, Abt († 959); Brüder Ewald, Mart. († 695). ☩ Erstes Viertel um 7 Uhr 11 Min. morgens.

4. Sonntag. Rosenkranzfest. Festevangel. (Vat. 1, 26—38.) Maria wird vom Erzengel Gabriel als die Gnadenvolle begrüßt. Sonntags-evangel. (Matth. 22, 35—46): Christus belehrt die Pharisäer über die 2 größten Gebote u. zw. das Gebot der Gottes- und das der Nächstenliebe. Er liefert ihnen auch einen Beweis seiner göttlichen Macht und Würde. Franz v. Assisi, Ordensstifter († 1226); Edwin, König.

5. Montag. Placidus, Mart. († 516). — 6. Dienstag. Bruno, Ordensstifter († 1101) — 7. Mittwoch. Markus, Papst († 336); Justina, Mart. — 8. Donnerstag. Brigitta, Witwe († 1373). Laura, Laurentia, Igs. M. — 9. Freitag. Dionysius, Bisch. und Mart. († 272). ☩ Vollmond um 10 Uhr 1 Min. abends. — 10. Samstag. Franz v. Borgia, Bef. († 1572).

11. Sonntag. Evangelium (Matth. 9, 1—8): Jesus verzieh einem Gelähmten seine Sünden und bezeugte diese seine göttliche Macht durch ein zweites Wunder, indem er den Gichtbrüchigen heilte und ihm den Gebrauch der Glieder wiedergab. Wimarus, Bef. († 774); Bruno, Erzb. († 995). Sonnenaufg. um 6 Uhr 16 Min. -Unterg. um 5 Uhr 16 Min. Tageslänge 11 Stunden 0 Min

12. Montag. Maximilian, Bisch. und Mart. († 283). — 13. Dienstag. Eduard, König u. Bef. († 1066). — 14. Mittwoch. Kallistus, Papst und M. († 223); Burkard, Bisch. († 752). — 15. Donnerstag. Theresia, Igs. († 1582). In Schlesien: Hedwig, Herzogin und Witwe.

11. Oktober.

Der hl. Bruno, Erzbischof († 965).

Der hl. Bruno, der große Erzbischof von Köln, Bruder des Kaisers Otto I., gehörte zu den ausgezeichnetsten Prälaten, welche die deutsche Kirche gehabt hat, und sein Ruhm ist um so größer, je seltener im verrufenen zehnten Jahrhundert Männer von solcher Tugend und Gelehrsamkeit waren. Er ward im Jahre 924 geboren und war der jüngste Sohn des deutschen Königs Heinrich I. oder des Finklers (aus dem sächsischen Hause) und der hl. Mathilde. Seine beiden älteren Brüder waren Otto und Heinrich, von denen der erstere Deutscher Kaiser (Otto I.), der letztere Herzog von Bayern wurde. Bruno, auf den die Frömmigkeit seiner Mutter übergegangen war, wurde schon als Knabe für die Kirche bestimmt und dem ehrwürdigen Bischof Balderich von Utrecht zur Erziehung übergeben. Seine wissenschaftliche Bildung vollendete der durch seine Schicksale berühmte Bischof Ratherius von Verona.

Bruno war erst 12 Jahre alt, als sein Bruder Otto im Jahre 936 König von Deutschland wurde. Nach einer häufigen Unsitte jener Zeit erhob Otto bald darauf seinen kaum zum Jüngling herangereisten Bruder zum Abte von Lorch bei Worms und von Corvey an der Weser. Einige Entschuldigung für Otto liegt jedoch in den Tugenden Bruno's,

der am königlichen Hofe wie ein hl. Ascet in allgemein bewunderter Frömmigkeit lebte.

Weiterhin ernannte er ihn, als er 17 Jahre zählte, zu seinem Kanzler, bald darauf zum Erzkanzler, und fast alle Ottonischen Urkunden vom Jahre 940 an sind von Bruno gefertigt. Um 950 ließ sich Bruno die hl. Weihe erteilen, im Jahre 953 aber wurde er nach Wigfrieds Tode dessen Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Köln. Um dieselbe Zeit brach ein gefährlicher Aufstand gegen Otto aus.

Ludolf, sein ältester Sohn, hatte sich gegen den Vater empört. Er fürchtete, Ottos Sohn zweiter Ehe, der nachmalige Kaiser Otto II., möchte ihm vorgezogen werden. Den Rebellen unterstützten Herzog Konrad von Lothringen, ein Tochtermann Ottos, und der Erzbischof Friedrich von Mainz. In dieser Gefahr stand Bruno seinem gekrönten Bruder mit Rat und Tat aufs kräftigste bei, so daß Otto anerkennend zu ihm sprach: „Du bist mein einziger Trost, Du meine einzige Hoffnung, nachdem Sohn und Schwiegersohn zu Räubern und Vaterlandsverrättern geworden sind.“ Um solche Dienste zu belohnen und zugleich den Einfluß Brunos zu erweitern, übertrug ihm Otto im September 953 auch die Verwaltung des Herzogtums Lothringen, dessen der rebellische Konrad verlustig erklärt worden war. Bruno verteidigte es mit Kraft und Umsicht gegen die Empörer und versammelte überdies jetzt im Namen seines Bruders die Fürsten des westlichen Deutschlands und die lothringischen Großen in Aachen, um sie in der Treue und Anhänglichkeit an Otto zu verstärken. Im folgenden Jahre (954) unterwarfen sich die Rebellen. Durch Bruno's Vermittlung versöhnte sich Ludolf wieder mit seinem Vater. Erzbischof Bruno dagegen wurde jetzt bleibender Herzog von Lothringen.

Ungeachtet der vielen weltlichen Geschäfte war Bruno doch auch ein eifriger Hirte seiner Diözese. Er sorgte, daß die Geistlichen seines Sprengels eine bessere Bildung erhielten; sein eigener Hof war eine treffliche Schule der Tugend und Wissenschaft für künftige Prälaten, und durch seine Empfehlung wurden eine Menge würdiger Männer auf bischöfliche Stühle erhoben. Alle frommen und gelehrteten Männer nahm er mit offenen Armen auf, während er Unwissende und Sittenlose aus seiner Umgebung verbannte.

Staat und Kirche sind ihm zu hohem Danke verpflichtet; denn aus seiner Pflanzschule gingen viele Männer hervor, welche tief eingriffen in das religiöse und nationale Leben Deutschlands und der Nachwelt den Ruf der Heiligkeit und unsterblicher Verdienste hinterlassen haben.

So reichlich Bruno den Armen und Notleidenden, Kirchen und Klöstern spendete, so einsam und arm lebte er selbst. Allem äußern Gepränge und Aufwände abhold, lebte er wie ein Mönch. Bei all seinen umfangreichen Arbeiten für das Wohl der Kirche und des Staates blieb seine Hauptzorge die Heiligung seiner selbst, und seine Sehnsucht nach dem Himmel nahm von Tag zu Tag zu. Er, der sich in seiner hohen Stellung den Himmel auf Erden hätte bieten können, freuzigte sein

Fleisch samt seinen Gelüsten, um die Himmelskrone nicht zu verlieren.

Ein Beweis des hohen Ansehens, welches Bruno genoß, ist auch seine Stellung in dem Streite zwischen den letzten Karolingern und den aufstrebenden Capetingern in Frankreich.

Mit beiden war Bruno verschwägert, denn seine eine Schwester, Gerberga, hatte den karolingischen König Ludwig Transmarinus, die andere, Hadwigis, den Grafen Hugo d. Gr. von Paris geheiratet. Als König Ludwig Transmarinus im Jahre 954 durch einen Sturz vom Pferde das Leben verlor, und die Capetinger nach der Krone trachteten, wurde Bruno von den beiden verwandten Häusern als Schiedsrichter aufgerufen und er entschied gegen seinen capetingischen Schwager Hugo für seinen carolingischen Neffen Lothar, welcher nun wirklich König von Frankreich wurde. Dies war Ursache, daß die Capetinger erst ein Menschenalter später auf den französischen Thron kamen.

Während Otto I. zum zweiten Male nach Italien zog und sich zu Rom zum Kaiser krönen ließ (962), führte Bruno das Amt und die Würde eines Reichsverwesers. Nach Ottos Rückkehr im Juni 965 waren alle Glieder der Ottonischen Familie um ihn versammelt.

Bald nachher wurde er wiederum als Friedensstifter nach Frankreich gerufen und starb hier zu Rheims am 11. Oktober 965 in einem Alter von 40 Jahren. Sein Leichnam ward nach Köln gebracht und im Kloster St. Pantaleon beigesetzt. Köln und andere Diözesen verehrten Bruno bald nach seinem Tode als einen Heiligen.

Rechtskunde.

Die Wechselschulden der minderjährigen.

Der Oberste Gerichtshof hat eine wichtige Entscheidung über die nachträgliche Anerkennung der durch minderjährige abgeschlossenen Wechselschulden gefällt. In den gegen einen Wechselzahlungsauftrag rechtzeitig erhobenen Einwendungen beantragte der geklagte Akzeptant die Aufhebung des Zahlungsauftrages, weil er zur Zeit der Annahme des Wechsels minderjährig gewesen sei. Bei der Verhandlung erbot sich dagegen der Kläger zum Nachweise, daß der Geklagte nach erlangter Großjährigkeit die Wechselschuld ausdrücklich anerkannt habe. Die erste Instanz hob den Zahlungsauftrag auf, indem sie auf Grund des vorgelegten Taufzeichens als erwiesen annahm, daß der Geklagte zur Zeit der Ausstellung des Wechsels minderjährig, daher wechselunfähig war. Der vom Kläger unter Beweis gestellte Umstand, daß der Geklagte nach erlangter Großjährigkeit die Wechselschuld anerkannt habe, wurde er vom Prozeßrichter als unerheblich übergangen, weil diese Anerkennung lediglich eine im ordentlichen Rechtsweg geltend zu machende gemeinrechtliche Forderung begründet, keineswegs aber einem von Anfang an ungültigen Wechsel die Wechselkraft verleihen könnte. Das Berufsgesetz und auch der Oberste Gerichtshof haben das Urteil bestätigt, und zwar aus folgenden Gründen: Der Geklagte war, wie festgestellt wurde, zur

Zeit der Begründung der Wechselverbindlichkeit minderjährig, also wechselunfähig. Die ungültige Wechselverpflichtung kann aber durch nachträgliche Anerkennung, die nicht auf dem Wechsel erfolgt ist, nicht erstarren, wenngleich eine Anerkennung der dem Wechsel zugrunde liegenden Forderung einen nach dem ABGB., also nicht nach Wechselrecht, verfolgbaren Anspruch zu begründen vermag.

Auswanderung.

Den noch nicht stellungspflichtigen Personen wird die Auswanderungsbewilligung nur im dem Falle erteilt, wenn sie zugleich mit den Eltern auswandern.

Landrämerei.

Zum Betriebe einer Landrämerei ist heute der Befähigungsnachweis erforderlich, selbst wenn das Geschäft nur in einem Dorfe betrieben wird. Ausgenommen ist nur der Fall, wenn in dem Dorfe noch keine Landrämerei besteht. In diesem Falle könnte das Gewerbe als „freies Gewerbe“ ohne Einbringung eines Befähigungsnachweises angemeldet werden.

Bunter Allerlei.

Ganz einfach.

Vater: „Hier, ihr Buben, habe ich jedem eine englisch-lederne Hose gekauft, die werdet ihr nicht wieder so schnell zerreißen.“ (Als am Abend die Buben nach Hause kommen): „Um Gotteswillen, was habt ihr denn gemacht, eure Hosen sind ja schon wieder zerrissen?“ — Die Buben: „Aber Vater, das ist doch ganz einfach, es hat sich immer einer auf den Schleifstein gesetzt und der andere hat gedreht.“

Militärische Instruktion.

Offizier: „In der letzten Stunde habe ich von der Achtung gesprochen, die der Soldat seinem Vorgesetzten schuldig ist und dem freundlichen Entgegenkommen, womit dieser dem Soldaten gegenübertritt soll. Also, was ist der Soldat zum Beispiel dem Herrn Leutnant schuldig?“ — Soldat: „Achtung!“ — Offizier: „Und was ist der Herr Leutnant ihm schuldig?“ — Soldat: „Zehn Kronen vom vorigen Jahr.“

Zu weit auseinander gelogen.

Gelegentlich eines Jägerabendes erzählte auch einmal ein Hauptschütz von einem Bruchschuß, wobei er einem Reh mit einem Schuß nicht nur das Läufel abgeschossen, sondern auch gleichzeitig durchs Ohr ein Loch geschossen habe. Auf die Frage, wie es möglich sei, gab der Jäger die Antwort: Ja die Durchlaucht haben halt eben in dem Moment geschossen, als sich das Reh mit dem Läufel am Ohr k'razt hat. Heimlich sagte er aber zum Schützen: Durchlaucht, das nächste Mal müssen's nöt so weit auseinander lüag'n, sonst funnt is glei neamer z'aumlug'n.“ Ähnlich ging es, wie die „Salzburger Chronik“ erzählt, dem Holzarbeiter Florian Gabernigg, der sich vor Gericht wegen Diebstahles zu verantworten hatte. Es wird ihm zur Last gelegt, am 30. Mai im Steinlehen des M. Turner in Urreiting bei St. Johann i. P. einen Geldbetrag von 100 Kronen und mehrere

Effekten gestohlen zu haben. Obwohl er bald nach der Tat bemerkt und bei der Verfolgung von einem Bauern auch im Fuß angeschossen wurde, leugnet er hartnäckig die Tat und will zur kritischen Zeit in Leoben gewesen sein. Gabernigg, der sich noch zur Pflege im St. Johannsspital befindet, wurde von dort zur Verhandlung gebracht. Auf die Frage des Richters, wie es denn komme, daß er in St. Johann angeschossen werden könne, wenn er in Leoben war, meinte er: „Ja mi, heut fliegen halt die Augeln sakristisch weit.“ Die Ausrede hat aber nicht zogen, weil er gar ein bissel „z'weit auseinander g'logen“ hat.

Höchst fatal.

Schmachend im goldenen Abenddämmerlicht saß er am Fenster mit ihr. Er blickte in ihre Augen und schwärmerisch und schweigend schaute sie auf zu dem hoffnungsreichen Jüngling. Da öffnete sich leise die Türe, das jüngste Schwestern tritt ein und sagte mit gluckenheller Stimme: „Mariechen, Du hast Annas Gebiß aus Versehen genommen. Anna will ausgehen. Du möchtest ihr doch die Zähne schicken.“

Das Telephon.

Der Oberniedertupfersepp kommt in die Stadt und geht da zu einem Kaufmann, bei dem er stets seinen Zucker kauft, seinen Schnupftabak und was man sonst noch braucht. — „So, Herr Mayer“, sagt er, als der Kaufmann das Verlangte eingewickelt hat, „jetzt muß i' no' dem Samahandla Müller sag'n, daß er ma' 40 Pfund Kleesama aufza schickt!“

— „Den Gang können Sie sich ersparen,“ entgegnet der Kaufmann, der seinen Kunden gefällig sein will — „da telephonieren Sie ihm einfach. Bis in die Tannenstraße hinaus brauchen Sie eine gute Stunde, und naß werden Sie auch noch — es steht ja ein starkes Gewitter am Himmel!“ — Der Oberniedertupfersepp hat das eingesehen und geht misstrauisch ans Telephon. Der Kaufmann Meyer erklärt ihm die ganze Manipulation und der Sepp schreit also ins Telephon: „Da Mülla soll dem Oberniedertupfer 40 Pfund Kleesama nach Schwammerlsdorf schick aber net so viel Dreck soll d'rin sein, als wie 's lezt' Mal!“ — Eben wollte der Sepp das Telephon verlassen, als er auf einmal einen furchtbaren Schlag erhält, der ihn fast bis zum ander'n Ende des Ladens wirft. „Ah, is der aber grob!“ brüllt der Sepp, und mit den Worten: „Na wart' nur, Dir kimm' i' schon,“ humpelt er zum Laden hinaus. — Das Ende der Geschichte ist, daß der Oberniedertupfersepp wegen Körperverletzung, begangen an dem Samenhändler Müller, 14 Tag' eingesperrt wurde. Er hat den Müller ordentlich verhaut, weil er gemeint hat, der hätt' ihm telephonisch „a' Watschen geb'n“. Daß der Blitz ins Telephon geschlagen hat, glaubt er heut' noch nicht.

Aus der Schule.

Lehrer: „Wir kommen zu den Fremdwörtern. Wer kann mir sagen, was Parfum ist?“ — Hans: „Parfum ist das, was einen guten Geruch hat.“ — Lehrer: „Gut. Kannst du mir ein Parfum nennen?“ — Hans: „Der Hund“. — Lehrer: „Ja

warum denn der Hund?“ — Hans: „Weil der Hund einen guten Geruch hat.“

Zweifel.

Die Frau Professor Fischer war eben vom Konzert zurückgekommen und erzählte nun ihrem Mann: „O, es war ein herrlicher Abend! Vor Beginn des Konzertes unterhielten wir uns über alles mögliche — das war ein Geplauder und Gesumse im Saal! Aber als der Meister sich ans Klavier setzte, da mit einem Zaubertrance verstummte alles!“ — Mann: „Du auch?“

Der gestohlene Ring.

Herr Brand war ein reicher, angesehener Mann, der unter seinen kostbarkeiten einen mit Edelsteinen besetzten Ring besonders schätzte und denselben nur bei besonderen Festlichkeiten trug, sonst wurde er in einem Kästchen aufbewahrt. Eines Tages war der Ring verschwunden. Herr Brand beschuldigte seinen alten, schon mehr als zwanzig Jahre im Dienste befindlichen Diener Paul des Diebstahls. Der Zorn überwältigte den Herrn, so daß er den Diener an der Kehle packte und voll Wut rief: „Du hast den Ring mir gestohlen, wo hast Du ihn?“ Der alte Mann beteuerte seine Unschuld und bat um Gnade. Seine Beteuerungen waren vergebens. Er wurde verhaftet und mußte ins Gefängnis wandern, wo der alte Diener traurige Zeiten verlebte. Nach sieben Jahren wurde der Turm des Schlosses, welches Herrn Brand gehörte, umgedacht. Da fand man in dem Nest eines Raben, das sich auf dem hohen Turme befand, den längstvermißten kostbaren Ring. Der Rabe hatte ihn gestohlen und die Unschuld Pauls kam nun an den Tag. Sein Herr suchte freilich das an dem treuen Diener begangene Unrecht gut zu machen, aber geschehen Ding läßt sich nicht ungeschehen machen. Er mußte oft reuig an den Spruch denken:

„Hüte dich vor argem Wahns,
Denn er richtet Unheil an.“

Wo der Himmel ist.

Ein Pfarrer hatte eines Sonntags über den Himmel gepredigt. Am andern Tage begegnete er einem angesehenen Manne aus der Gemeinde, der ihm sagte: „Herr Pfarrer, Ihre Predigt über den Himmel war sehr schön. Aber eines haben Sie nicht gesagt, nämlich wo der Himmel ist.“ — „O!“ erwiderte der Geistliche, „das will ich Ihnen gleich sagen. Dort in jenem kleinen Hause wohnt eine arme Witwe mit ihren zwei Kindern, die schwer krank darniederliegen. Es fehlt an Kohlen, die Stube zu erwärmen, an Brot, den Hunger zu stillen. Nun schlage ich Ihnen vor, allerlei Vorräte zu kaufen und sie der Witwe mit den Worten zu übergeben: „Dies bringe ich im Namen unseres Herrn und Heilandes“ Dann beten Sie mit der Frau und ihren Kindern den 22. Psalm: „Der Herr ist mein Hirte, was kann also mangeln?“ Wenn Sie dann noch nicht wissen, wo der Himmel ist, so will ich die Rechnung bezahlen.“ — Der Geistliche hatte dies nicht nötig. Der Reiche befolgte seinen Rat und erklärte später, er sei wirklich eine Viertelstunde wie im Himmel gewesen.

Das Zisterzienserstift Hohenfurth.

Eines der altehrwürdigsten Stifte und Klöster unseres lieben Böhmerlandes ist das im gotischen Stile erbaute Zisterzienserstift Hohenfurth. Malerisch ist seine Lage auf einem Felsvorsprung am rechten Ufer der Moldau zu Füßen grüner Wälder. — Das Zisterzienserstift Hohenfurth wurde schon im Jahre 1259 von Peter Wok I. aus dem edlen Geschlechte der Rosenberger gegründet und am 1. Juni 1259 vom Prager Bischof Johann II. bestätigt. Der fromme Kaiser Karl IV., genannt der Vater Böhmens, befreite 1348 das Kloster aller Steuern und Heinrich II. von Rosenberg erwirkte im Jahre 1403 den Abt des Klosters das Recht der Insul und des Hirtenstabes. Das Stift wurde im Laufe der Zeit oft hart bedrängt, besonders während der

und stellt Professoren für mehrere theologische Lehranstalten. Kostbare Schätze bewahrt das Stift in seiner Bibliothek, die mehr als 70 000 Bände fasst, darunter auch viele wertvolle alte Handschriften. Selbst vom strengen Ordensgeiste erfüllt, ist das Stift zu einem Brennpunkte katholischen Lebens im südlichsten Böhmen geworden. Wärme und Segen spendend, wie ehedem die Klöster der Zisterzienser in deutschen Landen zu Pflanzstätten christlicher Kultur und katholischen Glaubenslebens gewesen.

Die führende Stimme.
Um das Jahr 1870 wurde in Foburg a. D. eines Nachts der Kaplan Josef F. zu einem Kranken gerufen und zwar in ein Dorf das jenseits der damals zugeschroenen Donau lag. Er machte sich auf den Weg, der Mesner voraus. Es war eine finstere

fehlbar in so einen Ausschnitt gefallen und wohl kaum zum Kranken gelangt.

Folge des Hasses.

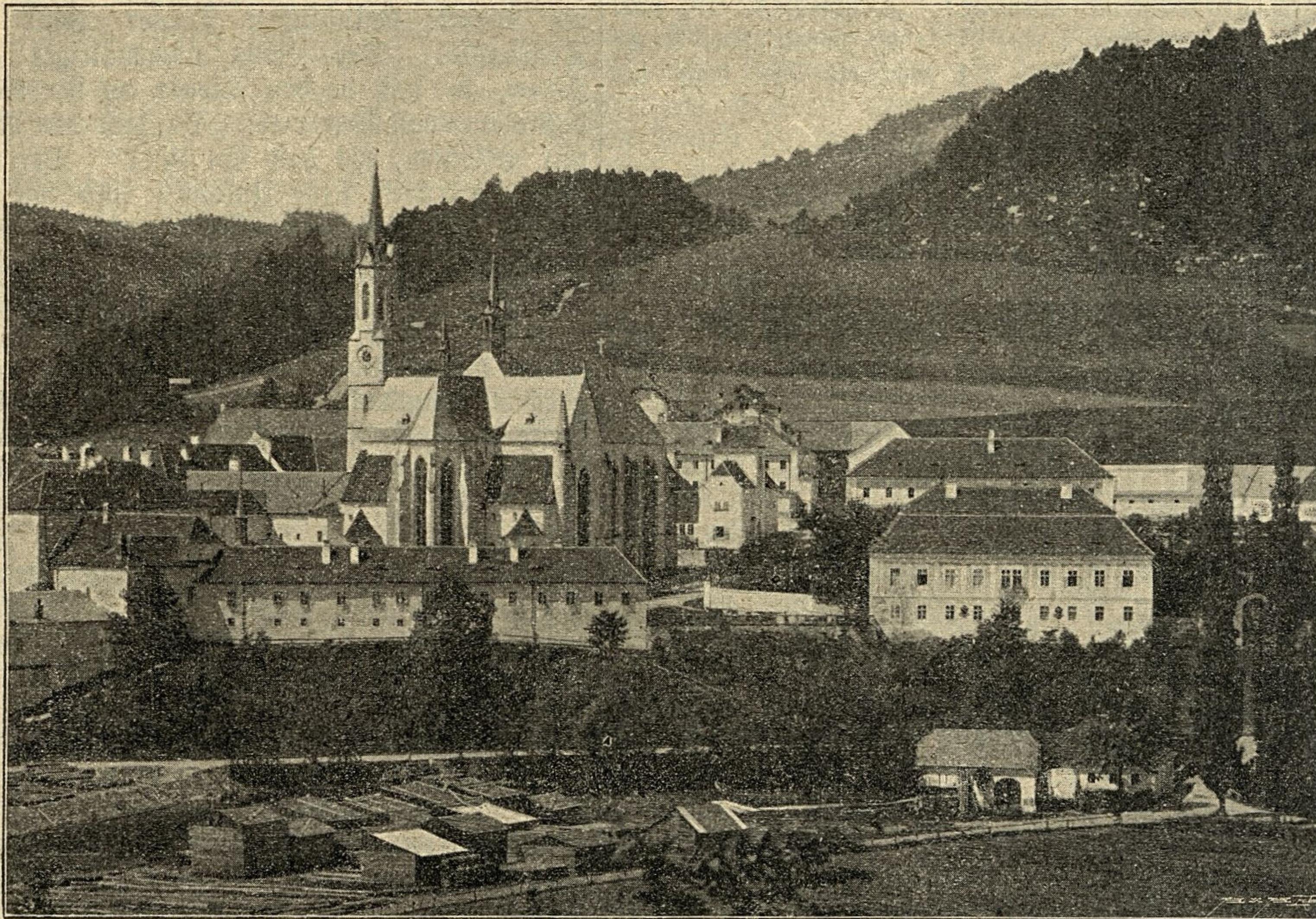
Es war eine arme Familie. Der Vater mußte sich mühen und plagen, um den Unterhalt der Familie zu schaffen und er tat dies redlich und gern. Eines aber machte ihm viel Sorge. Er hatte eine Tochter Hedwig und diese war ein ehrgeiziges, reizbares Mädchen, die ihren Zorn, der zur heftigen Leidenschaft entflammte, nicht zügelte. Namentlich hatte sie es gegen die Tochter des Nachbarn abgesehen, die sie schon als Kind nicht leiden konnte. Wie oft trat der Vater ihr entgegen und sagte: „Bekämpfe doch deinen Hass. Du bist ja eine Christin. Werde doch ruhiger. Hass tötet die edelsten Gefühle im Menschen und verwandelt ihn in ein grausames Tier.“ Es half alles nichts.

Die Nachbarstochter bekam einen braven Mann. Darüber wollte Hedwig vor Unwillen vergehen, denn sie selbst hatte auf diesen Mann gerechnet und nun schwor sie der vermeintlichen Feindin ewige Rache. Nach einigen Tagen ging das Nachbarhaus in Flammen auf und die junge brave Frau fand in den Flammen den Tod. Wer war der Urheber dieses Unglücks? Nach einigen Jahren kam es an den Tag. Hedwig hatte das Feuer angelegt und das Gericht verurteilte sie als Mordbrennerin. Das war die Folge des unberechneten Hasses.

Am Grammophon.

Ein ziemlich berühmt gewordener Sänger erzählt folgendes Geschichtchen: „Das Grammophon ist geradezu was Wunderbares. Durch dieses kann man gewissermaßen den Wunsch sich erfüllen, sich selbst so zu hören, wie wir wünschen, daß uns andere hören. Von ihm habe ich sehr viel gelernt, meine erste Grammophonlektion aber werde ich mir merken. Als ich beim Militär diente und meine Stimme noch nicht „entdeckt“ war, wurde ich zum Hornisten kommandiert. Ich tat recht und

schlecht meine Pflicht, merkte aber selbst, daß ich es dabei nie zum Bataillonskonzert bringen würde. Da kam eines Tages ein Grammophonhändler und versuchte mir eines dieser Dinger aufzuschwärzen. Da ich zögerte erbot er sich, ich möge eine Probe machen, er würde meine Trompetensignale auf eine Platte aufnehmen, die ich dann vollständig hören könnte. Ich holte mein Signalhorn stellte mich in Positur und blies mit Aufwand aller meiner Lungenkraft den Generalmarsch in den Schalltrichter; ich glaubte, ich hätte ihn nie schöner geblasen. Dann nahm der Agent die Platte, ließ sie angehen und die Musik begann zu spielen. — „Bin das ich?“ sagte ich. — „Gewiß, Herr Musitus“ war die Antwort; „und jetzt werden Sie mir doch das Grammophon abkaufen?“ — „Nein“ antwortete ich, „ich werde mich beim Hauptmann melden, daß er mich nie mehr blasen läßt.“



Das Zisterzienserstift Hohenfurth.

Hussitenkriege und während des 30jährigen Krieges. Auch mehrere große Feuersbrünste suchten es heim, die dem Stifte sehr empfindliche Wunden schlugen, an denen es sehr lange zu leiden hatte. Im Jahre 1691 wurde dem jeweiligen Abtei Sitz und Stimme im böhmischen Landtage eingeräumt. Während der Regierungszeit Kaiser Josefs II. hatte das Kloster abermals zu leiden und damals wurde die Zahl der Ordensmitglieder, die 65 betrug, auf 18 herabgesetzt. Das Stift Hohenfurth hat aber all die Schicksalsschläge glücklich überstanden und heute steht es unter der weitblickenden Führung des noch jungen Abtes Bruno Pammer auf einer seltenen Höhe des Ansehens. Etwa 60 Priester, 4 Kleriker und mehrere Ordensbrüder gehorchen ihrem Abte. Das Kloster versorgt 17 Pfarreien mit Seelsorgern, als auch mehrere unentgeltliche Lehrstellen am deutschen Gymnasium in Budweis

Nacht und so schlechtes Wetter, daß der Kaplan kaum die Richtung einhalten konnte. Plötzlich rief ihm eine Stimme zu: „Hierher, Herr Kaplan“, dann wieder: „Daher, Herr Kaplan“. Der Kaplan ging der Richtung der Stimme immer nach in der Meinung, es sei der Mesner, der ihn führt. Nicht lange darauf sieht er den Mesner auf sich zukommen, der erstaunt fragt, warum er nicht mit ihm über die Brücke gegangen sei. „Ja, haben nicht Sie mir immer die Richtung angegeben?“ fragt der Geistliche, „Nein“, entgegnete der Mesner, ich wußte nicht, wo Hochwürden geblieben waren.“ Der Kaplan staunte jedoch noch mehr und pries Gottes Fügung, denn beim Tageslicht sah er im Schnee seine Fußspuren, die im Zickzack um Löcher herumführten, die der Fische wegen ins Eis geschlagen waren. Die Brücke hatte er verfehlt und ohne die führende Stimme wäre er un-

Abt Bruno Pammer.

Der Landesprälat Bruno Pammer, der gegenwärtige 41. Abt des Stiftes Hohenfurth wurde am 13. Mai 1902, damals Prior des Klosters, nach dem verstorbenen Generalabt P. Wackerz von 58 abgegebenen Stimmen mit 31 Stimmen zum Abt des Stiftes Hohenfurth gewählt. Abt Pammer wurde am 30. Jänner 1866 zu Rosenberg geboren, legte am 27. Mai 1888 seine feierliche Profess ab und wurde am 22. Juli desselben Jahres zum Priester geweiht. Der damalige junge Ordenspriester zeichnete sich durch große Gelehrsamkeit und tiefe Frömmigkeit aus, weshalb er schon bald zum Novizenmeister, Sakristan, dann zum Archivar ausersehen, und nach dem Hinscheiden des Priors Blahusch zum Prior gewählt wurde. Abt Pammer gehört auch dem böhm. Landtage an. An der Bewegung in Böhmen nimmt er regen Anteil. Er stand an der Spitze des vorbereitenden Komitees für den VII. deutschböhm. Katholikentag in Rumburg, den er mit einer markigen Rede eröffnete. Er ist Obmann des kath. Presßvereins für Süd- und Westböhmen, Präsident der deutschen Sektion der kath. Landesorganisation und war stets ein warmer Freund und Verehrer des † Ambros Opitz. Möge das Stift Hohenfurth sich recht viele Jahre der umsichtigen, dem strengen Ordensgeiste, ebenso dem wahren Fortschritte huldigenden und für die kath. Sache segensvollen Leitung des Abtes Bruno erfreuen!

Eine Bekehrung.

In einer luxuriös eingerichteten Wohnung einer der elegantesten Straßen Wiens spielt die Handlung. Von den Wänden des Schlafgemachses wölben schwarze Draperien hernieder, die Fenster sind schwarz verhüllt, damit kein Lichtstrahl die düstere Pracht störe, die hier ausgebreitet ist. Inmitten des Zimmers steht auf einer erhöhten, schwarz bedeckten Estrade ein Sarg, von Grün und Blumen, sowie hellstrahlenden Kerzen umgeben. Darin liegt ein Mann, in der Blüte seiner Jahre dahingerafft. Ach, wenn er nur schließe. Diese Worte rangen sich von den bleichen Lippen einer schönen, jungen Frau, die am Sarge kniete, die verweinten Augen auf die Büge des geliebten Mannes geheftet. Ach, welche Tränen, welche Worte vermöchten die Dual zu schildern, die in ihrem Innern wühlt! Indumpfen Hinbrüten kniet sie lange, lange — plötzlich schrekt sie empor. Gedämpftes Murmeln dringt an ihr Ohr. Ach, sie kommen, um ihn fortzutragen in die kalte, finstere Gruft. Nein, nein, sie kann sich noch nicht trennen von dem teuren, geliebten Toten, es drängt sie, all ihren Jammer hinzuweinen auf die erstarrte Brust. — „O ver gib, Gerechter,“ schluchzt sie, „wie oft habe ich gegrollt, wenn dein Tadel mein Selbstgefühl verletzte, wie oft, wenn getäuschte Hoffnungen, wenn die Sorge um Erwerb dein Gemütt verdüsterten, habe ich gemurrt über deine Laune, ja wie oft habe ich Dir ernstlich gezürnt, wenn du nicht all meinen törichten Wünschen nachgabest oder mir freundliche Vorstellungen machtest. O, ich Unglückliche!

Was sind diese kleinlichen Nörgeleien mit kindischen Schmerzen angesichts des Todes, der uns für immer den Mann entzieht, den wir mit ganzer Seele lieben, an dem wir mit allen Fasern des Herzerns hängen! O, wie gern würde ich all deine kleinen Fehler ertragen mein ganzes Leben hindurch, könnte ich dich vom Tode wieder erwecken. Könntest du einmal noch deine Augen öffnen, einmal

und aufstöhnend sank sie in die Arme ihres Gatten. — „Ei, hast du mich erschreckt, du kleine Siebenschläferin! Die Sonne grüßt durchs Fenster, der Kaffee dampft auf dem Frühstückstisch, ich rufe dich einmal, zweimal, dreimal und deine Antwort ist bloß ein entsetzliches Stöhnen.“ „Ach, ich habe auch furchtbar geträumt!“ spricht die Frau und schlingt ihre Arme fest um den Hals des



Abt Bruno Pammer.

noch meinen Namen rufen, könntest du —“ — „Marie!“ tönte es hohl und dumpf von den Lippen des Toten. Er hatte die Augen geöffnet, er streckte die Arme nach ihr aus, doch, wie von unsichtbarer Macht festgehalten sank er wieder zurück. Ein Schrei rang sich aus der Brust der guten Frau empor, doch kein Laut kam über ihre Lippen, die Angst schnürte ihr die Kehle zusammen. „Marie!“ tönte es wieder ganz vernehmlich an ihr Ohr,

Gatten. „So erzähle doch!“ „Nein, nein! Jetzt nicht, vielleicht ein andermal!“ Fester umfaßt sie den Teuren legt den Kopf auf seine Brust, und unter Tränen, flüstert sie: „Den Traum hab ich nicht umsonst geträumt!“

Nobel.

Ein Straßenräuber wurde, nachdem man lange nach ihm gesahndet, ergriffen. Der Anführer der Bande war schon früher ver-

haftet. Der Richter ließ nun beide zusammen vorführen und fragte den letzteren: „Gehört dieser Kerl auch zu Eurer Bande?“ — „Ja,“ antwortete der Gefragte, „aber ich glaube, er war nur „Ehrenmitglied.“

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Papst Pius X. hat am 18. September sein 50jähr. Priesterjubiläum gefeiert und an diesem Tage seine goldene Messe in der Peterskirche gefeiert. Derselben wohnten viele kirchliche und weltliche Würdenträger und eine große Menge Volkes, insbesondere die kath. Jugendvereine bei, welche in derselben eine internationale Zusammenkunft in Rom hatten und dem hl. Vater zu seinem Jubiläum einen goldenen Kelch schenkten, welcher 23.000 Lire kostete. Der hl. Vater weihte am Schlusse seiner Jubelmesse die Fahne dieses katholischen Jugendkongresses. Unter den vielen Pilgern, welche letzter Tage zum Papstjubiläum in Rom weilten, sind besonders die venetianischen Pilger zu nennen, die in großer Zahl erschienen waren und von Pius X., dem früheren Patriarchen von Venetia, mit besonderer Herzlichkeit empfangen wurden. Pius der X. teilte ihnen mit, daß er die vergoldete Engelstatue für das neu erbaute Campanile beim St. Markusdom in Venetia spenden werde, was großen Jubel bei den Venetianern hervorruft. — In den meisten Kirchen wurde das Papstjubiläum am 18. oder 20. September durch feierliche Gottesdienste begangen, vielerorts auch außerdem durch Papstfeiern in kath. Vereinen.

Oesterreich-Ungarn.

Sturm im böhmischen Landtag. Der Landtag von Böhmen, welcher am 15. September zusammengesetzt, hat am 24. September leidenschaftliche Ausbrüche gesehen, wie sie schon seit den Zeiten Baden's nicht mehr da waren. Die Tschechen wollten nicht zugestehen, daß auch ein deutscher Beamter in die Landtagskanzlei komme. Außerdem ließ sich Oberstlandmarschall Prinz Ferd. Lobkowitz zu einer Verlezung der Geschäftsordnung verleiten. Darauf kam es zu heftigen Austritten, Lärm, Schlägen auf die Pultdecke. Abg. Wolf entriß dem Referenten Skarda seine Schriften. Von deutscher Seite wurden dann gegen den Tisch des Vorsitzenden Aktenstücke geschleudert. Die Abg. Meyer aus Eger und Krüžner dringen auf das Präsidium vor und entreissen dem Oberstlandmarschall seine Schriften und warfen dieselben in den Saal. Auf den Bänken der Deutschen werden die Pulte abgerissen und zerplatzt. Während Skarda spricht, besteigt plötzlich Abg. Meyer einen Tisch vor dem Präsidium, um in die Menge der tschechischen Abgeordneten einzudringen. Ein tschechischer Abgeordneter ergreift ihn und wirft ihn vom Tische herab in die Sesselreihe hinein. Abg. Schreiter erscheint mit einem Holzstück in der Reihe der Abgeordneten; ein tschechischer Abgeordneter aber reißt ihm das Holzstück aus der Hand. Ein anderer tschechischer Abgeordneter hat in dem Lärme die Finger in

ein Tintenfaß getaucht und dem danebenstehenden Professor Walters (christlichsozial) den Hemdkragen, den Rock und das Gesicht mit Tinte beschmiert. Ob diese wilden Ausbrüche von Leidenschaft am Platze und nützlich waren, läßt sich bestreiten. Aber bedauerlich ist es, daß es durch die Uebergriffe auf tschechischer Seite so weit kommen mußte.

Die ungarische Wahlreform. Obwohl sich die herrschende Kossuthpartei dem Kaiser verpflichtet hat, das allgemeine und gleiche Wahlrecht in Ungarn einzuführen, sucht sie sich jetzt trotzdem dieser Verpflichtung zu entziehen. Denn die jetzige Herrschaft der Juden und Adeligen müßte bei dem neuen Wahlrecht zusammenbrechen, während eine starke christliche Partei entstehen würde. Um aber die jetzigen Parteien zu erhalten, will der Innernminister das jetzige Wahlrecht noch vergrößern durch Einführung des Mehrstimmenrechtes. Gleichzeitig drohen sie, wenn der Kaiser nicht zustimme, würde der Kampf um die militärische Befehlssprache aufs neue aufgerollt. Dadurch wollen sie den Kaiser für das Mehrstimmenrecht gewinnen und Bauern, Arbeiter und Nationalitäten um ihr Recht betrügen.

Gährung in Bosnien. „Haltet schußbereit Eure Flinten“ hieß es in einem Aufruf der grosserbischen Bewegung. Das kennzeichnet den Ernst der Lage. Im Sandschak Novibazar mußte der türkische General Suleyman Pascha flüchten, da ihn die grosserbisch und aufrührerisch gestimmte Bevölkerung bedrohte. Oesterreich hat dort ebenfalls Truppen stehen, darunter das mährische Infanterieregiment Nr 54. Die Truppen wurden kriegsbereit gemacht, die Festungen verstärkt und die Frauen und Kinder von Offizieren und Unteroffizieren wurden aus Novibazar nach Oesterreich herausgesendet. Ebenso wurden die Familien der Soldaten, die an der serbischen Grenze sind, zurückgeschickt. Es ist zwar kein unmittelbarer Anlaß zu Befürchtungen, aber jeden Augenblick können ernste Ereignisse eintreten.

Blutige Unruhen in Laibach. Zusammenstöße zwischen Deutschen und Slovenen in Pettau haben in Laibach große Erregung hervorgerufen. Die Folge waren planmäßige Überfälle auf Deutsche, was mehrere Tage andauerte. In Laibach wurden Samstag, den 19. Sept., allen deutschen Kaufleuten die Fenster eingeschlagen, öffentliche Gebäude verwüstet, so die deutsche Turnhalle, der deutsche Kindergarten und das deutsche Gymnasium. Das erste Ziel der Exzedenzen war das deutsche Kasino, wo im Kaffeehaus und in der Küche große Verwüstungen angerichtet wurden, deren Schaden über 4000 K beträgt. Da die Polizei und Gendarmerie sich als ungenügend erwiesen, mußten mehrere Kompanien Militär die Straßen besetzen. Als die Menge das Militär zu insultieren begann, ließ der Hauptmann Sturm blasen und gab das Zeichen zum Laden, worauf endlich die Angriffe auf das Militär aufhörten. Wiederholt mußte das Militär mit gefalltem Bajonett die Straßen säubern. Kavalleriepatrouillen durchzogen

die Stadt und haben alle Kreuzungspunkte der Straßen besetzt und die meisten Gassen abgesperrt. Sonntag abends wiederholten sich die Zusammenrottungen an den verschiedenen Plätzen der Stadt. Als das Militär erschien, wurde es mit Schimpfworten empfangen. Plötzlich begann ein Steinbogel gegen die Soldaten und die Menge versuchte die Truppen zu durchbrechen. Leutnant Mayer ließ eine Salve abfeuern. Zwei Personen blieben sofort tot, eine dritte Person wurde schwer verletzt. Außerdem erlitten sieben Personen schwere Verleihungen. Als eine neue Militärabteilung anrückte, ertönten die Rufe: Mörder! und die Menge brach in ein Wutgeheul und in gellende Pfiffe aus. Besonders hart bedrängt wurde eine Dragonerabteilung, worauf Dragonerleutnant Morawetz Befehl zum Laden gab und eine Salve abfeuern ließ, durch die jedoch niemand verletzt wurde. Trotz dieser scharfen Maßregeln trat nicht gleich Ruhe in. Gruppen zogen in der Stadt herum, welche bei vielen Geschäftsräumen die deutschen Tafeln einfach herunterschissen. Zur Sicherung wurden aus Klagenfurt 500 Soldaten mit scharfen Patronen gesandt. — Auf die Kunde von den Ereignissen in Laibach kam es in anderen Städten zu Gegenkundgebungen. In Marburg und Cilli lärmten die Deutschen vor slovenischen Häusern, rissen Firmenschilde herab, sodaß Militär ausrücken mußte. — Weder die christlichen Grundsätze noch die Kultur können eine solche Kampfweise billigen, die zu Zerstörung von Leben und Eigentum führen.

Ernste Worte über den Nationalitätenhader. Die Vorfälle in Bergreichenstein und Laibach wie auch im böhmischen Landtag müssen jeden Volksfreund mit Besorgnis erfüllen. Das Volk verlangt etwas anderes als die öde Heze. Da ist es nun rühmenswert, daß es Männer gibt, welche der Verhebung entgegentreten. Auf eine Frage wegen der Laibacher slowenischen Ausschreitungen erwiderte Bürgermeister Dr. Queger im Wiener Gemeinderate:

„Ich kann nur sagen, daß ich die fortlaufenden Nationalitätenkämpfe bedauere (Beifall). Ich glaube aber, daß es auch nicht gut ist, wenn wir noch Öl ins Feuer gießen und insbesondere Werke der Wohltätigkeit den Nationalitäten vorhalten. Ich will keinen Slowenen zum Deutschen und keinen Deutschen zum Slowenen machen. Das eine aber will ich, daß sich endlich einmal die Nationen in unserem Vaterlande vertragen und so den Wunsch unsers Kaisers erfüllen, daß Friede und Ordnung in Oesterreich herrsche.“ — Bürgermeister Dr. Queger ist gewiß ein entschiedener Deutscher und hat oft genug bewiesen, daß er den deutschen Charakter Wiens mit aller Entschiedenheit wahrt. Gleich entschieden äußerte sich der Fürstbischof von Laibach, Dr. Jeglič, ein Slowene, welcher die Laibacher Vorgänge als „sinnlose und sündhaften Ausschreitungen“ bezeichnete. Er sagte in einem Schreiben an den Landesausschuß Graf Barbo: „Als

katholischer Bischof verurteile ich auf das entschiedenste die von Deutschen und Slawen Österreichs künstlich genährte, höchst unpatriotische Nationalitätenheze, verurteile ganz besonders alle gegenseitigen Beschimpfungen, Verhöhnungen und gar Eigentumsbeschädigungen. Herr Graf! Ich bitte Sie, haben Sie die Güte, dieses mein Bedauern und meinen tiefen Schmerz über das den Deutschen Laibachs zugefügte Unrecht denselben auf eine geeignete Art und Weise bekannt zu geben."

Verschiedenes. Im Benediktinerstift Seitenstetten ist der greise Abt Dominik Höngl gestorben. — Abt Ildefons Schober von Seckau ist nach dem Tode des Erzabtes Plazidus Wolter von Beuron (in Hohenzollern-Sigmaringen) zum Erzabte der Buroner Benediktiner-Kongregation gewählt und als solcher am 20. Sept. inthronisiert worden. — Der päpstl. Nuntius in Wien, Fürst Belmonte, wird demnächst Wien verlassen und zum Erzbischof von Reggio in Süditalien ernannt werden.

Deutschland.

Der sozialdemokratische Parteitag. Dieses Jahr versammelten sich die Sozialdemokraten im Nürnberg, wo sie vom 13. bis zum 20. September ihren Parteitag abhielten. Er stand im Zeichen des Sturmes und der Spaltung. Von Seite der norddeutschen Genossen wurde alles aufgeboten, um die süddeutschen Genossen welche den Regierungen den Staatsvoranschlag bewilligt haben, wieder zur Anerkennung der Umsturz-Grundsätze zu zwingen. Diese Meinungsverschiedenheit zwischen norddeutschen und süddeutschen Genossen wuchs sich zu einem ordentlichen Krach aus und beherrschte tagelang die Reden, bis endlich den sozialdemokratischen Landtagsfraktionen vom Württemberg, Baden und Bayern die Bewilligung des Landeshudgets aus "grundfäßlichen" Erwägungen verboten wurde.

Die Süddeutschen beantworten aber die Disziplinierung durch den Parteivorstand und den Parteitag mit offenem Aufruhr, und ihre Weigerung, sich dem Beschlusse des Parteitages zu unterwerfen, kommt einer Spaltung der Sozialdemokratie des Deutschen Reiches gleich, wenn sie auch heute noch nicht formell ausgesprochen wird.

Tagelang hatten sich die "brüderlichen" Genossen auf das ärgste beschimpft. Es wurde gegen andersdenkende Genossen gebrüllt, gestampft, auf den Tisch geschlagen, sie warfen sich untereinander Lüge, Verleumdung und Lumperei vor. Ein Redner wurde 10 Minuten lang am Sprechen verhindert. Außer dieser sonderbaren Brüderlichkeit wurde auch genug schmutzige Wäsche gewaschen. Von den radikalen Sozialisten wurde getadelt, daß in sozialistischen Kalendern Inserate stehen, worin Sprechapparate mit Chorälen, Gebeten und Militärmusik empfohlen werden.

Die Sozialdemokratie kann die Tage von Nürnberg zu jenen zählen, von denen es heißt, sie gefallen mir nicht. Viele Arbeiter mögen anlässlich dieser Tagung die innere Haltlosigkeit, Zerrüttung und Unfruchtbarkeit

der Sozialdemokratie eingesehen haben. Denn in Nürnberg ist der Zusammensturz der Umsturzlehre erfolgt. Es wäre aber verfehlt, sich übertriebenen Hoffnungen hinzugeben. Die Sozialdemokratie, wenn auch durch den inneren Zwist geschwächt, ist eine bedeutende Macht mit zahlreichen geschulten Anhängern. Man bedenke nur, daß die sozialdemokratischen Zeitungen Deutschlands über eine Million Abnehmer haben und daß auch ihre Vereine und Gewerkschaften sehr stark sind. Da dürfen sich alle christlichen Kreise regen und sich nicht durch Selbstäuschung schädigen.

Frankreich.

Die Pariser Fernsprechzentrale niedergebrannt. Frankreich mit seinem gottlosen Regierungssysteme hat kein Glück und keinen Segen. Die Bevölkerung geht zurück, die Entstilichung wächst, man achtet keinen Herrn und keinen Gott. Darum auch die Auflehnung gegen die Obrigkeit. Verkommene Menschen gefährden Hab und Gut des Nächsten, ja auch deren Leben. Auffällig sind die vielen Explosionen auf Kriegsschiffen, die von sozialdemokratischen und anarchistischen Soldaten angestiftet wurden. Letzten Sonntag brach in der Telephonzentrale Feuer aus. Trotz des sofortigen Eingreifens der Feuerwehr griff das Feuer nach und nach bis ins dritte Stockwerk. Das Innere des Gebäudes ist vollkommen zerstört. Die ganze Zentralbatterie ist vernichtet, man befürchtet den Einsturz des Gebäudes. Sämtliche Verbindungen mit der Provinz und dem Auslande bleiben unterbrochen. Der Schaden beträgt zwanzig Millionen Franken. Die Ursache war Kurzschluß im Keller, dessen Schlüssel lange gesucht werden mußte. Von anderer Seite verlautet, daß ein verbrecherischer Anschlag vorliege.

Italien.

Christliche Wettturner. Der jetzige Papst ist ein großer Freund der Körperübungen. In Rom sind eine große Anzahl christlicher Turner eingelangt. Am 23. Sept. wurde in dem zu einem Turnplatz umgewandelten Belvedere-Hofe des Vatikans das internationale Wettturnen eröffnet, an welchem insgesamt an 2000 Turner teilnahmen. Auf dem Platz war eine Tribüne errichtet, auf welcher der Papst am 26. Sept. die Schlussdefilierung der Turner entgegen nahm.

Rußland.

Furchtbare Wüten der Cholera. Die Cholera in Russland ist stark im Zunehmen begriffen. In der abgelaufenen Woche wurden in Petersburg und den Vororten 1456 Choleraerkrankungen und 439 Todesfälle gezählt, gegen 197 Erkrankungen und 53 Todesfälle in der Vorwoche. In den übrigen Choleragebieten kamen in der abgelaufenen Woche 3392 Erkrankungen und 1377 Todesfälle vor gegen 2465 Erkrankungen und 1120 Todesfälle in der Vorwoche. Im ganzen sind in Russland seit Beginn der Epidemie 10.359 Personen an Cholera erkrankt und 4633 gestorben. Auch in Galizien und Nordostungarn ist auch bereits Choleragefahr. In Marmaros-Sziget starb ein Fabriksarbeiter an Cholera.

Amerika.

Absturz eines Luftschiffers. Die Eroberung der Luft geht nicht so rasch als es anfangs schien. Zeppelins Ballon verbrannte, das Parseval'sche Luftschiff stürzte herab. Während Wilbur Wright in Frankreich bereits 1 1/2 Stunden mit seiner Flugmaschine in der Luft blieb, erlitt sein Bruder Orville Wright am 17. Sept. einen Unfall. Beim Aufstiege brach der linksseitige Propeller des Apparates und die Maschine, die sich in einer Höhe von 75 Fuß befand stürzte wie ein angeschossener Vogel lotrecht in die Tiefe. Leutnant Selfridge wurde getötet, Wright erlitt einen Beinbruch. Die Maschine wurde völlig zertrümmert.

Zeitgeschichten.

Ein alter Rekrut. Vor dem Kriegsgericht in Düsseldorf hatte sich ein Mann, namens Josef Weiß zu verantworten, der im Jahre 1881, um dem Eintritt ins liegende Herr zu entgehen, in das Ausland geflüchtet war. Heute ist derselbe 49 Jahre alt. Das Heimweh hat ihn kürzlich zurückgetrieben. Wegen Fahnenflucht verurteilte ihn das Kriegsgericht zu einer Gefängnisstrafe von 6 Monaten und Versezung in die zweite Soldatenklasse.

Tödlicher Hornstoß. Man meldet aus Brüssel: Der 13jährige Sohn des Landwirts Vande Boreel in Hessen führte auf dem Heimwege von der Weide zwei Kühe. Ein vorübersausendes Motorrad versetzte eines der Tiere so in Schrecken, daß es sinnlos gegen einen Baum losrannte; als der Knabe es zu bändigen versuchte, versetzte die Kuh ihm einen so schrecklichen Hornstoß, daß er über den Straßengraben hinweg in die Wiese flog. Als man den schwer Verletzen aufhob, zeigte es sich, daß ihm die Brust durchbohrt war. Noch bevor seine Eltern an der Unfallstelle anlangten, hatte das arme Kind ausgerungen.

Heilige Ordnung. Im Manövergelände bei Heidelberg nahm während des Marsches ein Soldat eine Zwetschke von einem Baum, was ein Feldwebel bemerkte. Dieser gab Befehl zum Halten und der Soldat mußte die "verbogene Frucht" mit einem Zwirnsfaden wieder an den Baum aufhängen.

Ein Riesenweinstock. In Wien, Landstraße Rundweg, befindet am Hause des Herrn Ignaz Mezera ein Weinstock, der allein einen kleinen Weingarten vorstellt und heuer außergewöhnlich schöne Trauben zur Reife gebracht hat. Der Weinstock hat einen Stamm in der Höhe von 2'80 Meter und im Umfang von 52 Zentimeter. Seine Krone breitet sich an einem Holzgerüst 18 Meter lang und 6 Meter breit aus. Das Traubenertragnis dieses Weinstocks betrug heuer an 200 Kilogramm.

Beim Stiergefecht. Während eines Stiergefechtes in Noita in Portugal öffnete ein Unbekannter das Tor des Stierstalles und 22 Stiere stürzten in die Zuschauermenge. Durch die dadurch entstandene Panik wurden 7 Personen getötet und 40 verletzt. Der unbekannte Uebeltäter konnte noch nicht ausfindig gemacht werden.

Missionswesen.

Colombia.

Ein Gegenstück zu der von Freimaurern regierten Republik Ecuador, wovon leßthin berichtet wurde, bildet der Nachbarstaat von Ecuador, die Republik Colombia im Norden von Südamerika. Über die religiös-kirchliche Lage in diesem Lande, das doppelt so groß wie ganz Österreich-Ungarn ist, aber nur über 4 Millionen Einwohner, zumeist spanischer Zungen und katholischer Religion zählt, geht den „Katholischen Missionen“ folgende Mitteilung zu:

„Hier in Colombia ist die religiös-politische Lage eine recht erfreuliche, ja segensreiche für das Land. Dank der Versöhnungspolitik des jetzigen Präsidenten Reyes erfreuen wir uns nun schon sechs Jahre hindurch eines an wahrem Fortschritt reichen Friedens. Wie nie zuvor ist in dieser kurzen Zeit Erziehung und Unterricht des Volkes befördert worden. Fast jeder kleine Weiler hat seine eigene Schule.“

Die Kirche genießt nicht nur die vollste Freiheit, sondern wird in ihrer segensreichen Kulturarbeit seitens der Regierung kräftig unterstützt. In allen größeren Ortschaften blühen die Unterrichtsanstalten, Schulen und Kollegien unter der sicheren Leitung von religiösen Genossenschaften oder Priestern.

Zahlreiche, aus Frankreich und von den Philippinen-Inseln ausgewiesene Ordensleute fanden hier in Colombia herzliche Aufnahme und Arbeit in Fülle.

Die Indianermissionen des Landes z. B. Caquetá und Chocó werden von der Regierung auch materiell unterstützt.

Handel und Gewerbe sind sehr im Aufschwunge begriffen. Besonders großartig entwickelt sich hier die Goldminenindustrie. In unserer Provinz allein (Departamento de Mariano) wurden in den letzten zwei Jahren über 1000 Goldminen (Aluvion- und Quarzminen) entdeckt und angemeldet. Freilich werden die meisten davon mehr Gold verschlingen als hervorbringen. Eine kleine Zahl der in Betrieb gesetzten Minen bezahlt sich jedoch sehr gut, mit ein oder zwei Pfund Gold täglichem Reingewinn. Natürlich zieht die Kunde von diesen Funden Goldgierige aus allen Ländern, namentlich aus Nordamerika, aber auch Deutsche und Franzosen, an. Viele finden kein Gold, lassen im Gegen teil das wenige mitgebrachte noch hier, dazu häufig noch die Gesundheit und zuweilen sogar das Leben.

Allenthalben bemüht man sich, gute Wege anzulegen, so gut es eben die hiesigen Verhältnisse erlauben. Besonders interessiert sich die colombianische Regierung dafür, eine bequeme Verbindung zwischen ihrem unermesslichen und reichen Gebiete im Stromlande des Amazonas und der Hochebene im Innern herzustellen. Eine solche Verbindung wäre auch das beste Mittel, um dem weiteren Vor dringen Brasiliens und Perus wirksam Einhalt zu tun. Es gibt in jenen Gegenden, die an Ausdehnung größer sind als das eigentliche Colombia, noch Urwälder von

lauter Kautschukbäumen; dazu reiche Gold- und Steinkohlenminen, Petroleum und sonstige wertvolle Produkte aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich. Aber infolge des gänzlichen Mangels an Wegen hat jene reiche Religion bis jetzt Colombia sozusagen nur auf der Landkarte angehört.

Die Entfernung von Pasto bis zum nächsten Indianerdorf am Ostabhang wäre übrigens nicht einmal so groß: nur eine starke Tagreise. Freilich! Was für eine — acht Stunden muß man sich von starken Indianern tragen lassen, die oft bis an die Lenden im Schlamm versinken.

Das soll nun anders werden. Ein Teil des neuen Weges ist schon fertig gestellt, und bei den Indianern sind bereits seit einigen Jahren spanische Kapuziner aus der katalanischen Provinz als erste Pioniere der wahren Kultur tüchtig an der Arbeit. Mit den älteren Indianern, Männern und Weibern, ist meist nicht mehr viel anzufangen. Durch gewissenlose Kautschukhämmer und Händler verführt, sind sie so dem Trunk und noch schlimmeren Lastern verfallen, daß religiöse oder sonst edle Einfüsse nicht mehr oder ausnahmsweise zu ihrem Herzen gelangen. In dieser Überzeugung hat denn auch der apostolische Präfekt, P. Fidel de Montclar, sein Hauptaugenmerk auf die Schule gerichtet. Schon ist es ihm gelungen, wenn auch mit großen Schwierigkeiten, über 500 Indianerknaben und -mädchen für die Schule zu gewinnen. Anfangs mußten die Patres mit ihren Gehilfen regelrechte Kesseltreiben veranstalten, um ihre Schüler einzufangen. Kaum erklang nämlich die Glocke, welche zum Unterrichte rief, da lief die liebe Jugend an der Schule vorbei dem dichten Wald zu. Nur allmählich schafften kleine Geschenke, besonders Salz (jene Gegend ist sehr salzarm) und heitere Schulfeste darin glücklichen Wandel. Die alten Indianer, selbst ganz unwissend, sind meist auch der Schule feindlich gesinnt, ja es kam sogar vor, daß sie ihren Kindern die von den Patres erhaltenen Kleider wieder vom Leibe rissen.

Daraus läßt sich schließen, wie dornenvoll die Arbeit jener Missionäre ist. Einstweilen werden die Schulen noch von den Patres selbst und einigen weltlichen Lehrpersonen geleitet. Gegen Ende dieses Jahres werden jedoch, so Gott will, französische Maristenbrüder und einige von unsren deutsch-schweizerischen Franziskanerinnen dem Ruf des eifrigsten Apostolischen Präfekten folgen, um die Leitung der Schulen zu übernehmen.

Im Norden des colombianischen Oriente, im Stromgebiete des Orinoco, arbeiten spanische Augustinerpatres an der Christianisierung der Eingeborenen, und bei den Indianern auf der Westseite der colombianischen Anden, an den Flüssen, Choco und Ulato, sind ebenfalls spanische Kapuziner tätig.

Wenn Colombia noch zehn Friedensjahre behält, wird es eine der blühendsten Republiken Südamerikas sein.“

Erziehungswesen.

Erster Schulweg.

Gedanken und Erwägungen zum Schulbeginn.

Von P. R.

Nachdruck verboten
(Fortsetzung.)

Ist das Kind einmal der Schule übergeben, so vergesse man vom ersten Tage an nicht, daß es in ganz neue Lebensbeziehungen tritt; es ist nun eine Persönlichkeit, die im Vergleich zu anderen, gleichartigen beurteilt wird, die schon einstehen muß für ihr Verhalten den Mitschülern gegenüber sowohl, als im Verkehr mit Fremden auf der Straße. Man soll dies Gefühl der Verantwortlichkeit recht früh wecken und das Haus muß es sein, welches die Schule unterstützt, indem die Mutter darüber wacht, daß alle Ansprüche der Schule in Bezug auf Ordnung, Reinlichkeit an sich und in Rücksicht auf andere, Höflichkeit im Verkehr auch außerhalb der Schulzeit streng beobachtet werden.

Die Eltern mögen erwägen, was die Schule mit ihren festen Gesetzen und ihrer gleichmäßigen, steten Arbeit nach einem bestimmten Lehrplan für die Erziehung zu Pünktlichkeit, Ordnung, Gehorsam und Fleiß bedeutet. Manches, was zu Hause versäumt wurde oder dort nicht so planmäßig durchzuführen ist, wird durch die Schule erreicht. Gar vieles aber, und das ist die ganze eigentliche Charaktererziehung, kann durch die Schule nicht in den Einzelheiten verfolgt werden, sondern muß die Aufgabe der häuslichen Erziehung, in erster Linie der Mutter, bleiben.

Wenn je, so tritt dem Lehrer die Würde und Bürde seines Berufes lebendig vor die Seele, wenn die kleine Schar Bank an Bank vor ihm sitzt und er all die unschätzbaren Güter sieht, an denen so viele Vater- und Mutterherzen hängen mit tausend Hoffnungen und Sorgen. Ohne die elterliche Unterstützung bleibt seine Arbeit Stückwerk.

Manche Eltern glauben genug getan zu haben, wenn sie ihren Kindern die nötigen Bücher beschaffen und das Schulgeld bezahlen. Etliche meinen noch ein übriges zu tun, wenn sie sich die ersten Tage und Wochen nach den Fortschritten des kleinen ABC-Schülers erkundigen. Dann werden die Fragen aber seltener und endlich hört das Interesse an dem Werdegang des Kindes auf.

Die stete, lebendige Teilnahme am Schulleben des Kindes ist das beste Mittel, Arbeitslust zu erhalten und zu fördern. Gerade die freie, zwanglose Aussprache im Elternhaus über die Dinge, die in der Schule gelernt werden, geben diesen einen andern, neuen Reiz, der hinwiederum die Aufmerksamkeit in der Schule erhöht. Für das Kind bedeutet ja die SchulsTube eine Welt mit tausenderlei Sehenswürdigkeiten, die sein Sinnen und Denken gefangen nimmt.

Lassen wir uns täglich aus dieser Welt von dem Kinde berichten und man wird staunen, mit welchem Eifer und Welch gerechtem Stolze es seine neuen Kenntnisse auskramen wird. Das Kind hat geradezu ein Bedürfnis, das in der Schule erworbene daheim zu zeigen

und zu verwerten. Es summt z. B. sein Schulliedchen daheim weiter, malt im Ueber-eifer das erste J und E an alle Ecken und Wände, zeichnet das Haus und seine Umgebung und erzählt von den Begebenheiten der heiligen und vaterländischen Geschichte mit eben der Begeisterung und Freude, mit welcher es dieselben selbst aufgenommen hat. Dies alles sollte den Eltern ein deutlicher Wink sein, daß sie wenigstens für das Bedürfnis des Kindes Verständnis und liebevolle Aufmerksamkeit zeigen. Und wo die Früchte der Schularbeit nicht so offenkundig sich zeigen, da müssen sie mit Geschick und in anregender Weise hervorgeholt werden.

Wenn das Kind fühlt, daß seine Mühe und Fortschritte den Eltern Freude machen, so denkt und fühlt es auch: Es muß doch etwas Wichtiges um die Schule sein, daß der Vater bei all seinen Geschäften noch Zeit für meine Leistungen hat. Die gute Wirkung bleibt ebensowenig aus, als die nachteilige sich bald zeigt, wenn es nur immer wieder heißt: Ihr lernt ja nichts in der Schule und bleibt so dumm wie Bohnenstroh. Der Schüler glaubt das am schnellsten selbst, weil es ja die Eltern sagen, und bald bewegt er nur noch die Lippen, wenn er den Stock sieht, aber das Herz ist auch dann noch weit von den Büchern.

Hier noch ein Wort über die Anfertigung häuslicher Arbeiten. Eine bestimmte Norm läßt sich da wohl kaum bestimmen; denn die örtlichen und häuslichen Verhältnisse sind ja fast überall verschieden. — Die Hausaufgaben, die in der Hauptsache eine Wiederholung des in der Schule Gelernten sind, sollen von dem Kinde möglichst selbstständig angefertigt werden. Die Mutter halte nach Möglichkeit Störungen und Ablenkungen fern. Wie soll das Kind Freude an der Arbeit bewahren, und seine Gedanken zusammenhalten können, wenn es jeden Augenblick gerufen wird und bald dies, bald jenes besorgen muß. Bei richtiger Zeiteinteilung und Ueberlegung läßt sich gerade zu der Nachmittagsstunde, wo die Schularbeit gemacht werden soll, einrichten, daß diese in Ruhe erledigt werden kann. Es ist ein berechtigtes Verlangen des Kindes, diese Zeit über ungestört zu sein, und es sollte eine solche, bei gutem Willen wohl mögliche Rücksichtnahme nicht so gedankenlos von mancher Mutter briseite gesetzt werden.

Oft hängt von dem häuslichen Fleiße der ganze Erfolg des Unterrichts ab. Nun sind die Kinder aber flatterhaft und leichtfertig. Sie schieben gern die lästige Hausarbeit bis zuletzt hinaus, machen sie dann flüchtig und schlecht, oder unterlassen sie ganz, um sie womöglich gar am andern Morgen vor Schulbeginn von einem gefälligen Mitschüler abzuschreiben. Um die notwendigerweise daraus entstehenden Unzuträglichkeiten zu vermeiden, frage man die Kinder täglich, sobald sie aus der Schule kommen, welches Arbeitspensum für morgen zu erledigen sei. Viele Kinder sagen, sie hätten keine Schularbeit und verbringen oft den ganzen Nachmittag mit Spielen, Umherlaufen und Tändeleien. Manchmal hockt

das Kind stundenlang über Unterhaltungsbüchern. Die Gedanken zerflattern nach allen Richtungen. Dann fällt ihm plötzlich abends wohl gar kurz vor dem Schlafengehen noch allerlei ein. Verstreut und müde setzt es sich dann noch zur Arbeit. Kann da wohl etwas Rechtes zustande kommen?

Man achte auf die Zeit der Arbeit, wähle aber auch eine passende, den Kindern genehme Zeit. Das Kind ist von der stundenlangen Arbeit in der Schule recht abgespannt. Es ist ganz verkehrt, es gleich zur Hausarbeit treiben zu wollen. Gib dem Kinde Zeit zum „Verschnaufen“ und wähle eine geeignete Zeit für die Schularbeit, ja, lasse das Kind zuweilen selbst wählen. Nur auf das Eine achtet unerbittlich: daß die einmal gewählte Zeit — es braucht nicht alle Tage die gleiche zu sein — ausreichend sei und pünktlich eingehalten wird.

Ein Hauptfaktor in der Erziehung für die Schule sowohl für das spätere Leben ist es, daß ein felsenfestes Vertrauen auf das Wort der Mutter im Herzen des Kindes wurzelt. Wo dies der Fall ist, da ist der Schule mächtig vorgearbeitet. Immer soll das Kind fühlen und wissen, daß alles nur zu seinem Besten, zu seinem Wohle geschieht. Ein geistig noch Unmündiger kann und braucht den Erzieher nicht immer zu begreifen, aber an dessen guter Absicht muß und soll er unenwegt glauben, unerschütterlich muß sein Vertrauen sein und auf diesem Grunde können wir aufbauen. Nur dann kann das hohe Ziel der Schule erreicht werden: „Erziehung, zuerst mit Gott und dann für Gott!“ Auf dieser Grundlage können Eltern beruhigt ihr Kind einst, wenn es der Schule entwachsen ist, dem Leben anvertrauen.

O, daß in eines Meisters Schule nur
Ich dich am Ende deiner Schulen finde!
Sein ist der Wahrheit Reich — auf seiner Spur
Wird Sohn und Mutter wieder froh zum Kinde.
(Schluß folgt.)

Gesundheitspflege.

Die Kolik.

Mit dem Namen Kolik bezeichnet man eine Krankheiterscheinung, mit schneidenden, herumziehenden, mehr oder weniger Schmerzen im Unterleibe, besonders um den Nabel herum, die ihren Sitz im Darmkanale hat. Nach den verschiedenen Ursachen, die der Kolik zugrunde liegen, unterscheidet man mehrere Arten derselben und zwar: Blähungskolik, Gallenkolik, Blutkolik, rheumatische Kolik, gichtische Kolik, Wurmkolik, Bleikolik, Nierensteinkolik und die Kinderkolik.

1. Die Blähungskolik, welche durch Anhäufung von Luft im Darmkanal erzeugt wird, und mit Aufreibung des Unterleibes, Poltern in demselben und Leibesverstopfung verbunden ist. Ein Druck der flachen Hand auf den Unterleib steigert die Schmerzen wenig oder gar nicht. Sie kommt am häufigsten bei Personen vor, die an Schwäche der Verdauung leiden, daher besonders bei hypochondrischen Männern und hysterischen Frauen, und wird durch den Genuss blähender Speisen und Getränke, durch Erkältung der Füße und des Unterleibes, so-

wie durch Gemütsbewegungen herbeigeführt. Sie gehört zu den minder bedenklichen Formen der Kolik, da sie nicht so leicht, wie manche andere Formen, in Entzündung des Darmkanals übergeht.

2. Die Gallenkolik, welche durch die im Uebermaß abgesonderte, in den Magen und den Darmkanal ergossene Galle entsteht. Gelegenheitsursachen für dieselbe sind Gemütsaffekte, namentlich Zorn und Ärger; doch ist sie auch häufig eine Folge von Erkältungen an den heißen, mit kalten Nächten abwechselnden Tagen des Spätsommers und beginnenden Herbstanfangs, in welcher Jahreszeit sie auch wohl epidemisch auftritt. Der Schmerz ist lebhaft, schneidend und zusammenziehend, die Zunge gelblich belebt, der Geschmack bitter, der Appetit mangelt gänzlich. Meistens ist diese Form von Kolik mit Erbrechen einer reichlichen, grünen Flüssigkeitsmasse (Galle) verbunden; bisweilen stellen sich auch gallige Stuhlleerungen ein, welche Erleichterung herbeiführen.

3. Die Blutkolik, durch Ausbleiben oder Unterdrückung des Hämorrhoidal-Blutflusses oder der monatlichen Reinigung hervorgerufen. Diese Form grenzt an wirkliche Darmentzündung und geht leicht in eine solche über. Die Schmerzen sind sehr heftig, brennend und anhaltend und werden durch einen Druck mit der flachen Hand auf den aufgetriebenen Unterleib vermehrt. Meistens ist Fieber vorhanden.

4. Die rheumatische Kolik kommt besonders bei Personen, die häufig an Rheumatismus leiden, nach Erkältungen bei erhitztem Körp.r., oder nach plötzlichem Rücktritt oder einer Unterdrückung der rheumatischen Schmerzen vor, pflegt plötzlich einzutreten, ist äußerst schmerhaft, gewöhnlich von Erbrechen begleitet und selten ohne Fiebererscheinungen. Der Unterleib verträgt nicht die leiseste Berührung ohne bedeutende Steigerung der Schmerzen. Die Gefahr eines Überganges in Darmentzündung ist groß. Noch bedenklicher ist:

5. Die gichtische Kolik, durch unregelmäßige Ausbildung oder Unterdrückung der Gicht erzeugt; in höheren Graden geht sie unaufhaltsam in Darmentzündung und Brand über.

(Schluß folgt.)

Für Haus und Küche.

Zwetschken-Speisen. In diesem Jahr, das uns wiederum die köstliche Frucht, die Zwetschke, in vorzüglichster Güte beschert hat, ist es sehr am Platz, einige der besten unter den altbewährten und auch neuzeitigen Rezepten über Zwetschkenspeisen der Bevölkerung und insonderheit den Hausfrauen in Anwendung zu bringen.

Zwetschkenknödel. Aus $\frac{1}{2}$ kg Mehl, einer in Milch geweichten Semmel und 2 Stück Eiern, die in etwa 10 Deka Butter gerührt wurden, wird unter Zugabe der entsprechenden Menge Salz ein nicht gar zu weicher Teig gemacht, den man gut auswälzt und in Fleckchen schneidet. Die vorher entsteinten Zwetschken werden mit den Teigfleckchen zu Knödeln geformt und ca. 10 Minuten lang in siedendem Salzwasser gekocht. Diese Zwetschkenknödel können nunmehr angerichtet

werden, entweder mit heißer Butter oder heißem Fett, dann bestreut mit gerösteten Semmelbröseln als auch mit gestoßenem Zucker und Zimt oder aber auch mit gestoßenem Mohn und halb soviel gestoßenem Zucker.

Zwetschkenknödel von Kartoffelteig. Abgekochte, geschälte und schließlich erkaltete Kartoffeln, ca. $\frac{1}{2}$ kg, werden passiert (fein gerieben), mit einem Ei, etwas Fett oder Butter und Salz, mit soviel Mehl vermengt und zu einem Teig gewalzt, daß letzterer nicht zu weich entsteht. Dieser Teig wird zu einer schlanken Walze geformt, in passende kleine Stückchen geschnitten und in jedes Stück wird dann eine Zwetschke umwickelt. Die Knödel müssen in siedendem Salzwasser 8–10 Minuten lang kochen und werden dann in kaltem Wasser abgeschreckt. Währenddessen werden in einer Kasserolle Semmelbrösel in Butter oder Fett geröstet, die fertigen Zwetschkenknödel damit vermengt und schließlich noch mit Zucker und Zimt überstreut.

Zwetschkenkuchen. Von $\frac{1}{4}$ kg Mehl, ganz wenig Salz und einer Messerspitze Backpulver wird mittels 2 Stück in 10 Deka Zucker und 30 Deka Butter gerührten Eiern ein Teig gut gearbeitet. Diesen Teig walzt man bis auf $\frac{1}{2}$ cm Dicke aus, legt ihn auf eine mit Butter bestrichene Blechform, gibt einen schmalen Streifen Teig als Rand herum und bückt den Kuchen nur hellbraun. Nun wird der Kuchen mit halbierten Zwetschken, die mit Zucker bestreut sind, belegt und jener nochmals auf ganz kurze Zeit in die Bratröhre zum Fertigbacken gegeben, bis er eine schöne braune Farbe bekommt.

Streuselzwetschkenkuchen. Aus $\frac{1}{2}$ kg Mehl, 1 Deka Hefe, etwas Milch, Zitronenschale, Salz, 2 Eiern und 15 Deka Butter bereitet man den Hefeteig, den man eine längere Zeit rasten läßt. Hernach walzt man selben fingerdick aus, belegt damit eine mit Butter bestrichene Blechform und gibt recht dicht halbierte und entsteinte Zwetschken, mit den offenen Fleischseiten nach oben gerichtet, auf die Teigmasse. Darauf werden Streuseln bereitet aus ca. 15 Deka Staubzucker mit 5 Deka Butter und 2 Löffeln Mehl, dicht über die Früchte gestreut und der Kuchen nun bei guter Hitze ca. eine halbe Stunde lang gebacken.

Zwetschkenröster mit Reis. Sehr reife Zwetschken werden entsteint und in einer irdenen Schüssel unter Zugabe von etwas Zucker und Zimt so lange kochen gelassen, bis der Saft ausgeht; ganz zerlochen dürfen die Zwetschken keinesfalls. Über Nacht läßt man selbe stehen und gießt den Saft dann ab. In diesem Saft wird der nötige Reis weich gekocht. Schließlich werden die Zwetschkenröster auf den Boden einer Schüssel geordnet und darüber der gekochte Reis in beliebig hoher Form gestrichen. Dieser Reis schmeckt vortrefflich; noch besser jedoch dann, wenn man selben erkalten läßt und mit etwa $\frac{1}{4}$ Liter Schlagobers bestreicht.

Für den Landwirt.

Der Stickstoffersatz im Boden!
Wie ein Märchen aus alter Zeit klingt es,

wenn wir vernehmen, daß unsere Väter einst glaubten, mit dem Stallmist könnte man die dem Boden in Form der Ernte entzogenen Nährstoffe wiedergeben. Und doch ist es noch gar nicht so lange her, als Liebig und Thaer und ihre Schüler den Landwirt lehrten, daß der Stallmist allein da nicht ausreicht, sondern, daß er zum Ersatz der fehlenden Nährstoffe wie Stickstoff, Kali, Phosphorsäure etc. noch des Kunstdüngers bedürfe.

Diese Nährstoffe werden mit der Verwertung der Ernte entweder ganz oder teilweise aus der Wirtschaft entfernt. So wandert der größte Teil der Früchte des Feldes auf den Markt und keiner der Nährstoffe, die dem Boden zu ihrer Erzeugung entnommen, kehrt zurück. Einiges besser stellt sich die Rechnung bei jenen Produkten, welche wir durch die Viehhaltung veredeln, sei es zur Erzeugung von Kraft bei den Zugtieren, oder sei es zur Erzeugung der tierischen Produkte, wie z. B. Milch, Fleisch, Fett, Wolle. Hier ist es wenigstens der Überschuß der Nährstoffe, welcher mit dem Dünger in den Acker zurückkehrt.

Bei diesem Rücktransport erleidet aber besonders ein Nährstoff, der Stickstoff, große Verluste. Ein gasförmiger Körper, ist er leicht geneigt, bei Zersetzung des Düngers unvermeidlich in die Luft zu entweichen. Davon überzeugt sich jeder, der einen Stall betritt, durch den beizenden Ammoniakgeruch. Diesen Stoff zu ersehen, kommt in erster Linie in Betracht.

Da stellt sich uns nun die Frage entgegen: In welcher Form sollen wir am besten den Stickstoff dem Boden zuführen? Die Antwort darauf ist kurz: Am besten in der Form, in welcher die Pflanze den Stickstoff aufnimmt. Wir wissen nun, diese Form ist die Salpetersäure, die uns im Chilisalpeter jederzeit zur Verfügung steht, der, dank der heutigen Transportverhältnisse zu normalem Preise auch in den fernsten Erdentwickel seine segensreiche Wirkung ausübt.

Diese Wirkung läßt sich kurz wie folgt erklären. Der junge Keimling bedarf, nachdem die Reservestoffe des Samens verbraucht sind, zur weiteren Entwicklung eines gut ausgebildeten Apparates zur Nahrungsaufnahme. Durch eine Gabe des leicht aufnehmbaren Salpeterstickstoffs können wir die Ausbildung des Wurzelsystems fördern, und bald sehen wir den Erfolg im raschen Ergrünen des Feldes. Die Pflanzen zeigen ein üppiges Wachstum des Blattes und eine sattgrüne Farbe.

Der Chilisalpeter wird am besten in drei Portionen gegeben. Erstens bald im Frühjahr, je nach der Witterung schon im März, wodurch man den wichtigen Nährstoff bereits den keimenden Saaten zur Verfügung stellt, eine zweite Gabe bei Beginn des Wachstums und schließlich eine dritte Gabe, wenn das Getreide zu schossen beginnt.

Die zu gebende Menge richtet sich nach Boden, Klima und Kulturpflanze.

Die Witterung erhält unabhängig von jeder eventuellen Auswinterung 4 bis 5 Centner Chilisalpeter pro Hektar. Die Sommerung,

ganz besonders nach Stickstoffzehrern gebaut, ist für reichliche Chilisalpeterdüngung sehr dankbar und kann bei derselben eine Gabe bis 8 Ztr. pro ha, beim Hafer z. B. sogar noch 10 bis 12 Ztr., wenn der Boden stark ausgeraubt ist, als nicht zu hoch betrachtet werden.

Kartoffeln erhalten neben ausreichender Stallmistdüngung 4 Ztr. Chilisalpeter pro ha, Rüben 8 bis 10 Ztr. Fehlt Stallmistdüngung, so gibt man den Kartoffeln 2 bis 4 Ztr. und den Rüben 4 bis 6 Ztr. Chilisalpeter mehr als denjenigen mit Stallmistdüngung.

Leguminosen wie Erbsen, Wicken, Bohnen etc. düngt man bis zur genügenden Ausbildung ihrer Wurzeln mit 1,5 bis 2 Ztr. Chilisalpeter pro ha und zwar kurz nach der Saat oder zu derselben.

Vorteilhaft ist es, eine kleine Gabe von Chilisalpeter auch zur Wintersaat zu geben. Wir kräftigen sie dadurch und können mit mehr Zuversicht hoffen, daß sie den Schädigungen eines strengen Winters widersteht. Wir ersparen uns so manche Enttäuschung und bedauern den Nachbar, der diese Maßnahme unterlassen und mit fragendem Blick nach unsrer vom Frost verschonten oder weniger beeinflußten Feldern blickt.

War der Winter aber zu streng, und hat er manche Lücke in den Bestand unserer Saaten gerissen, so ringen wir noch nicht verzweifelt die Hände, sondern suchen, sie zu retten. Ist der Schaden nicht zu groß, so verwenden wir wiederum eine Gabe Chilisalpeter. Mancher, der trostlos auf die geschädigten Felder sah und nicht gleich an Unterpflügen schritt, hatte durch diese Maßnahme die Freude, seine Saat aufs neue ergrünern und seine Mühe durch nochmalige Ernte belohnt zu sehen.

Aber nicht nur für die genannten Kulturpflanzen, auch für Wiesen und Weiden, für Baumpflanzungen, für den Gärtner und Weinbauer ist der Chilisalpeter von Bedeutung. Kurz, in Wald und Flur können wir uns seine segensreiche Wirkung zunutzen machen.

Wir Landwirte danken den Gelehrten als auch den Praktikern, welche die weitgehendsten Forschungen und Versuche anstellten, deren Früchte wir jetzt genießen.

Der Raum ist an dieser Stelle zu beschränkt, um auch nur eine ganz geringe Auswahl der durch richtigen Stickstoffersatz herbeigeführten Erfolge, die sich in zehnfach und noch höheren Ernten zeigen, wiederzugeben.

Nach Geh. Hofrat Prof. Dr. Paul Wagner Darmstadt, sind 100 kg Salpeter imstande, Mehrerträge zu erzeugen von 400 kg Getreidekörner und das entsprechende Stroh, 3600 kg Kartoffel, 5500 kg Futterrüben und 6400 kg Zuckerrüben und das entsprechende Kraut.

Gemeinnütziges.

Vergilzte weiße Wollfachen aufzufrischen. Weißer Flanell, weiße Kinderkleider usw., die durch Liegen gelb geworden

sind, frischt man auf folgende Weise wieder auf: 250 g beste Marseiller Seife wird in zehn Liter lauwarmem weichem Wasser aufgelöst und 50 g Salmiakgeist zugesetzt. Darin weicht man die vergilbten Sachen ein, drückt sie nach einiger Zeit ordentlich darin herum, ohne sie dabei zu reiben, und wäscht sie dann in reichlich lauem Wasser aus. Man kehrt die linke Seite nach außen und hängt sie zum Trocknen auf, indem man noch zum Schutz ein weißes Tuch darüberlegt. Diejenigen Stoffe, welche das Pläten vertragen, plättet man sorgfältig unter heißen Tüchern aus.

Gegen das Ungeziefer bei Stubenvögeln. Der Leib der Tiere wird kräftig mit echtem Dalmatienpulver, das ist Insektenpulver, bepudert. Das Pulver ist in jeder Apotheke erhältlich.

Schutz der Düngerstätte. Wirken die Sonnenstrahlen zu stark auf den Dünger ein, so trocknet derselbe zu sehr aus, infolgedessen nehmen die Zersetzung einen zu raschen Verlauf. Wenn angängig, lege man deshalb die Düngerstätte auf die Nordseite der Gebäude an oder sorge durch Anpflanzung von Bäumen, wie Kastanien, Linden etc. dafür, daß die Düngerstätte beschattet wird.

Bestecke mit schwarzen Holzgriffen werden leicht grau. Es ist deshalb beim Abwaschen auf Schonung zu achten, da heißes Wasser und Soda schädlich einwirken. Man begieße die Messer und Gabeln in einem eigenen hohen Gefäß genau mit so viel Wasser, daß nur die Metallteile davon berührt werden; dann werden die Bestecke mit einem Seifentuch abgerieben, gespült, getrocknet und blank geputzt. Praktischer sind überhaupt Bestecke, die ganz aus silberglänzendem Metall bestehen — nur teurer!

Die Gefahren des Sommers für den Säugling. Ein großer Verzentsatz aller Sterbefälle unter den Säuglingen ist auf die Sommerkrankheiten zurückzuführen. Die gefährlichste unter diesen ist die Diarrhoe, der Magendarmkatarrh, der ein Kind oft binnen wenigen Tagen hinweggrafft.

Hervorgerufen wird der Magendarmkatarrh besonders durch die in der Kuhmilch vor kommenden Bakterien, die bei sommerlichen Temperaturen sich ungemein rasch vermehren und die Milch in Zersetzung bringen. Die Kuhmilch ist nicht erst dann für das Kind gefährlich, wenn dieselbe schon sichtbare Veränderungen erlitten hat, und soll deshalb in der heißen Jahreszeit von der Ernährung des Säuglings ausgeschlossen sein.

Die einzige zweckmäßige Form, in welcher die Kuhmilch den Säugling während der heißen Jahreszeit verabreicht werden kann, ist ihm dieselbe in Verbindung mit neutralisierenden, nahrhaften und leicht verdaulichen Substanzen zu geben, wie sie das äußerst milchreiche, überall wohlbekannte Nestle'sche Kindermehl darstellt.

Bartentwickler **Blitzolin,**

wirkt staunenswert auf den Wuchs d. Schnurrbartes. Wo kleine Härchen sind, ist bald ein kräftiger Bart entwickelt. Die vielfach angepriesenen Stärken III, zu recht hohen Preisen, sind nicht besser.

Nur echt und in verschlossenen Beuteln zu beziehen in Tuben zu K 1.35, K 2.50 und K 3.45 portofrei gegen Voreinsendung des Beitrages in Österreich. Briefmarken (gegen Nachnahme verteilt) 50 h.

**Braukmann & Comp.,
Gelsenkirchen 6, (Deutschland).**

Käse lange gut zu erhalten. Es ist vorteilhaft, um Käse lange gut zu erhalten, daß man ein in Bier gesetztes, leinenes Tuch darüberlegt und zuweilen wieder befeuchtet. Den Kräuterkäse bewahre man an einem kühlen, jedoch trockenen Orte auf.

Büchertisch.

Oesterreichischer Hausskalender für 1909. Verlag A. Opitz, Warnsdorf (Nordböhmen). Geheftet 80 h, geb. 1 K. Das Ansehen und der Ruf dieses Kalenders der Firma Ambr. Opitz in Warnsdorf findet mit dem neuen Jahrgang abermals seine Bestätigung. Die zahlreichen Freunde des Hausskalenders werden auch diesmal ihre Freude an diesem gediegenen Familienbuch finden. Außer den üblichen kalendarischen Angaben und Behelfen enthält der Hausskalender eine Anzahl hübscher Gedichte, spannender Erzählungen, lehrreicher Aussätze, allerlei Nützliches für Wirtschaft und Haus und eine Rundschau über die Ereignisse des Jahres. Die Abbildungen sind in guter Auswahl und gelungener Ausführung im Kalender enthalten, besonders das Titelbild „Das hl. Abendmahl“, ein Farbendruck nach einem Gemälde von Gebhard Fugel, verdient alle Anerkennung. Reizend sind die zahlreichen Genrebilder. So wird der Hausskalender auch heuer den immer steigend in Wünschen gerecht. Die Anschaffung dieses gezeigten Jahrbuches kann daher nur wärmstens empfohlen werden, zumal der Preis im Verhältnis zu dem Gebotenen als nicht hoch bezeichnet werden muß.

Gedankensplitter.

Es ist noch jeder leicht durch diese Welt geschritten,
Der gut zu danken wußt' und wußte gut zu bitten.

Gewiß ist's wahr, der schönste Segen
Entspricht nur unserm heißen Mühl'n,
Und wie wir unsre Blumen pflegen,
So werden unsre Blumen blüh'n.

Rätsel-Aufgaben.

Ziffernrätsel.

A. L.

1	6	7	8	Teil des Leibes
2	4	5	7	Männername
3	6	1	7	Fluß in Deutschland
4	5	3	8	Metall
5	3	4	6	Mädchenname
3	2	7	6	Fluß in Russland
6	3	4	2	Pflanze
7	5	3	6	Stadt in Italien
8	5	4	2	Hoher Titel
1	2	3	4	5
3	6	7	8	vielbesuchte Insel

Silbenrätsel.

Die erste Silbe frisbt,
Die zweite ist,
Die dritte wird gefressen,
Das Ganze wird gegessen.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

1. Diamanträtsel.

S	E	Ch	T	
S	Ch	I	L	D
S	Ch	I	L	E
S	Ch	I	L	R
E	I	N	T	E
E	R	T	Ö	N
S	I	T	T	E
T	E	E		N

2. Ziffernrätsel.

Pech, Espe, Sack, Casch, Hase, Kaseh, Ache.
Peschka.

Durch das Los erhalten Preise:

Joh. Dosser, Kooperator Auer (Tirol); Josef Porstner, Schönbrunn bei Politschka.

Der Blufarmut

entgegen zu wirken, benützen Sie SCOTTS EMULSION, die das Blut bereichert und rasch solides und gesundes Fleisch bildet.

SCOTTS EMULSION



ist ebenso wirksam für Jung wie für Alt. Die rasche Besserung wird Sie überraschen und befriedigen und ein Versuch wird Sie überzeugen, wie er Tausende während der vergangenen 32 Jahren überzeugt hat.

Preis der Originalflasche
2 K 50 h.

In allen Apotheken käuflich.

Gratis
10.000 Kronen
nicht, aber
hohes Nebeneinkommen
bieten wir jedem. Näheres gratis
sub N. 17 durch die Annonen-
Expedition Eduard Braun,
Wien, I., Rotenturmstraße 9.

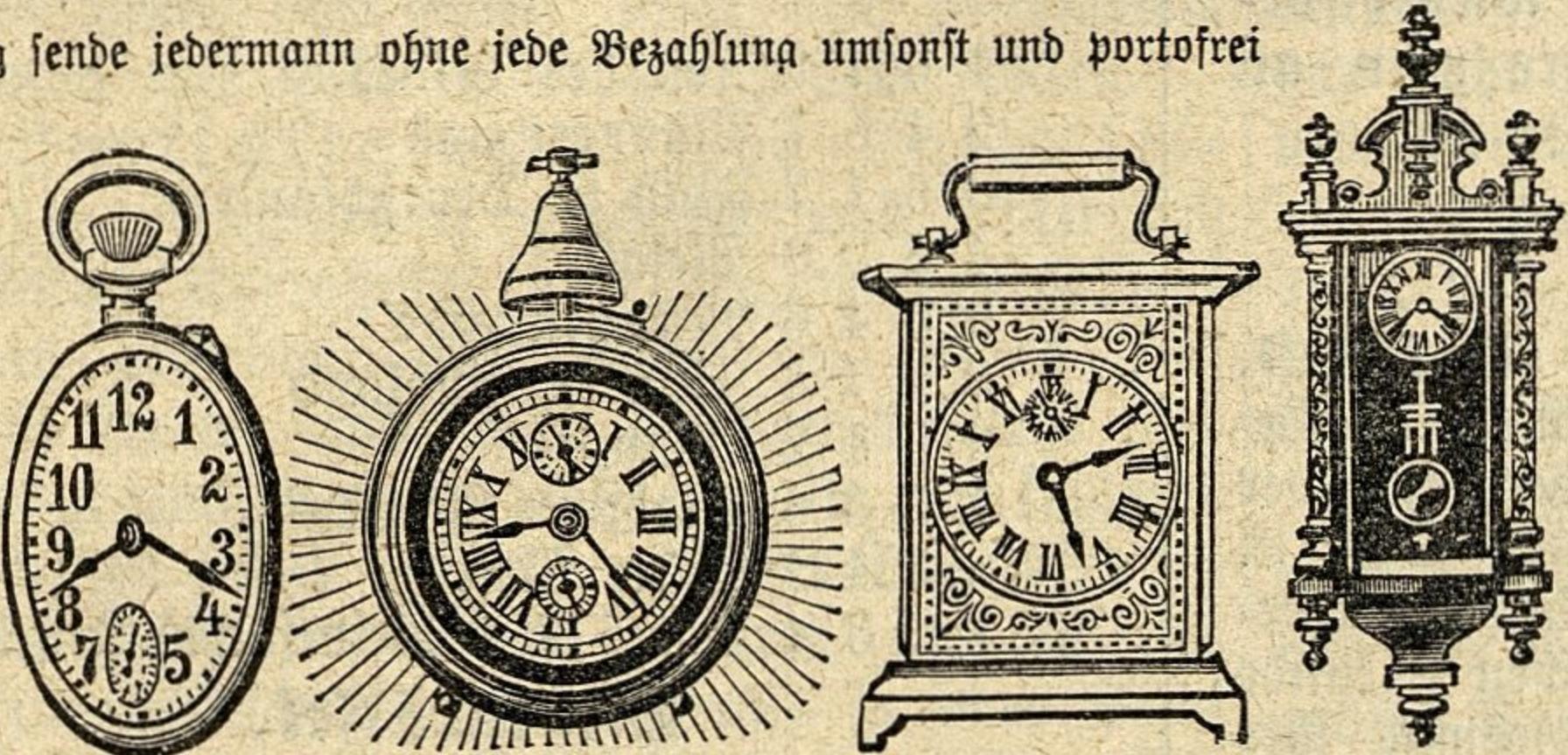
Geschäftsbücher
sind in großer Auswahl in der
Buchhandlung von
Ambr. Opitz, Warnsdorf
vorrätig.

Büfftfarten

liest rasch die Buchdruckerei von
Ambr. Opitz, Warnsdorf.

5000 Uhren gratis

Katalog sende jedermann ohne jede Bezahlung umsonst und portofrei



Kronen	Kronen	Kronen	Kronen
Roskopf-Pater.t 3.—	Weckeruhr . . . 2.40	J.-Wecker . . . 6.—	Gendeluhru . . . 7.—
Silber-Roskopf 6.—	Leuchtblatt . . . 3.—	Schlagwerk . . . 8.—	Turmschlag . . . 9.—
Eisenb.-Roskopf 7.—	Turmglöckchen . . . 5.—	Musik . . . 10.—	mit Wecker . . . 10.—
Silber-Doppel- mantel . . . 8.—	Küchenuhr . . . 3.—	6 Walzen . . . 12.—	mit Musik . . . 12.—

Original Omega, Schaffhausen, Glashütte, Helios, Amalfi, l. l. geprüft,
von K 13.—, sowie Gold- und Silberwaren zu Original-Fabrikspreisen.
3 Jahre Garantie. Umtausch oder Geld retour.

Max Böhnel, Wien

IV., Margaretenstraße 27/37 im eigenen Hause.
Beeideter Schärmester und Sachverständiger. — Größte und älteste Firma.
Gegründet 1840. — 5000 Bilderatalog umsonst und portofrei.

Billigste Einkaufsquelle!

Handgewebte Leinwand Rasenbleiche.

in allen Qualitäten und Breiten.

Reichhaltige Auswahl aller Arten Bettbezüge weiß u. bunt,
Tületis, Kaffee- und Speisegedecke, Handtücher, Geschirr-
und Gläsertücher, Tisch- und Bettdecken, fertige Damen-
wäsche, Bettfedern und Daunen usw.

Fabriksniederlage der „Monopolwebe“, vorzüglich geeignet für Leib-
und Bettwäsche. Leinentaschentücher zu Original-Fabrikspreisen
empfiehlt das

Versandgeschäft
Marie Hentschel, Schluckenau, Böhmen.

HUSTENDEN

Kindern und Erwachsenen

verschreiben Aerzte mit bestem Erfolge

THYMOMEL SCILLAE

als ein schleimlösendes, schleimabsonderndes den Krampfhusten
milderndes und beruhigendes und die Atembeschwerden behebendes
und deren Anzahl verminderndes Mittel. — Hunderte von Aerzten
haben schon ihre Gutachten über die überraschende prompte
Wirkung des Thymomel Scillae bei Keuchhusten und anderen
Arten des Krampfhustens abgegeben.

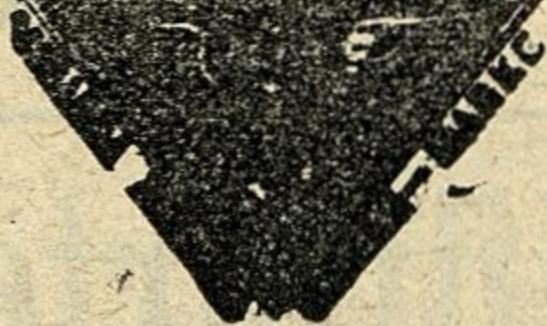
Bitte Ihren Arzt zu befragen.

1 Flasche 2·20 K. Per Post franko bei Voraussendung von 2·90 K.
3 Flaschen bei Voraussendung von 7— K. 10 Flaschen bei
Voraussendung von 20— K.

Erzeugung und
Hauptdepot in **B. FRAGNER'S APOTHEKE**
k. k. Hoflieferanten Prag-III., Nr. 203.

Erhältlich in den meisten Apotheken.

Achtung auf den Namen des Präparates des
Erzeugers und die Schutzmarke.



Drei Teller gute Suppe für 16 Heller

erhalten Sie bei Verwendung von
Knorr's Suppenwürstchen
Knorr's Erbswürstchen à 16 Heller
Knorr's Fastensuppen

Beste böhmische Bezugsquelle! Billige Bettfedern!



1 Kilo graue, geschliffene, 2 K, besser
2 K 40 h; halbweiße 2 K 80 h, weiße 1 K,
weiße flaumige 5 K 10 h; 1 Kilo hochfeine,
schneeweise, geschliffene Herrschaftsfedern
6 K 40 h, 8 K; 1 Kilo graue Daunen
(Flaum) 6 K, 7 K; weiße 10 K, aller-
feinstes Brustflaum 12 K; bei Abnahme
von 5 Kilo franco.

Fertige Betten

aus dichtfädigem rotem, blauem, weißem oder gelbem Nanking.

1 Tuchent, 180 cm lang, 116 cm breit mitsamt 2 Kopfkissen, jeder 80 cm
lang, 58 cm breit, gefüllt mit neuen, grauen, sehr dauerhaften, flaumigen
Bettfedern 16 K, Halbdauen 20 K, Daunen 24 K. Einzelne Tuchent-
10 K, 12 K, 14 K, 16 K. Kopfkissen 3 K, 3 K 50 h, 4 K
Zweiwärmige Tuchente 180 cm lang, 140 cm breit, 14 K 70 h, 17 K 80 h,
21 K. Kopfkissen, 90 cm lang, 70 cm breit, 4 K 50 h, 5 K 20 h,
5 K 70 h. — Versand gegen Nachnahme von 12 K an franco. —
Umtausch und Rücknahme franco gestattet, für Nichtpassendes Geld retour.

Preisliste gratis und franco

C. Venisch in Döschensitz Nr. 34, Böhmerwald.

Konstruktions-Vorzüge

der Waschmaschine System „Krauss“

für jedes Haus:

Runde Form ohne Ecken und ohne Schmutzwinkel.

Die Teile, welche der Abnutzung unterworfen sind, werden doppelt
stark gemacht, z. B.

Doppelstarker Boden.

Die Mitnehmer der Wäsche sind massiv.

Dauerhafte Befestigung der Wellenzapfen.

Aus decapiertem Stanzblech gefertigt, welches 20 bis 25 %
teurer und besser ist als gewöhnliches Handelsblech.

Durch das Mehrgewicht, durch besseres Material und größte
Dauerhaftigkeit hat die Waschmaschine System „Krauß“ einen um
mindestens 25 % höheren Wert als Konkurrenzfabrikate. Vorrätig bei

Bernard Hähner, Chemnitz i. S.

Vertreter an allen Plätzen gesucht.

Kaufe

stets jeden Posten

Honig, Wild und Geflügel

Kaninchen, Ziegen usw. Deutsch geschriebene Offerten an Rudolf
Richter, Müllig, Schönpreisener Straße 83. — Telefon Nr. 367.